

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

MÄRZ 2015

**LARS EIDINGER  
SITZT NEUE  
MODE AUS**

**ALEXANDER  
GERST BAUT  
AUFS ALL**

**NICO ROSBERG  
REDET ÜBER  
RINGE**

**MANN**



VALENTINO  
UOMO  
THE NEW FRAGRANCE

MICHAEL KORS PRÄSENTIERT

## *THE JETMASTER AUTOMATIC*

EIN ELEGANTES UND ZUGLEICH ROBUSTES DESIGN, INSPIRIERT VON DEN AERODYNAMISCHEN LINIEN EINES DÜSENJETS. MECHANISCHES AUTOMATIKUHRWERK MIT EINSEITIG DREHBARER LÜNETTE UND 40 STUNDEN GANGRESERVE.

[MICHAELKORS.COM/JETMASTER](http://MICHAELKORS.COM/JETMASTER)



# MICHAEL KORS



Cadillac

SIE KENNEN DEN NAMEN.  
ERLEBEN SIE JETZT DIE AUTOS.



ATS Sedan



ATS Coupe



CTS



SRX

Erleben Sie aussergewöhnliches Design, handgefertigte Interieurs, präzises Fahrverhalten und bestechende Leistung. Buchen Sie jetzt eine Probefahrt bei Ihrem Händler vor Ort. Mehr erfahren unter 0800 6270 977 oder auf [www.cadillac.de](http://www.cadillac.de)

**Ihre Cadillac Partner:**

Dresden, mobilforum Dresden GmbH, 0351 8 66 00 66 | Berlin, Autohaus Kramm GmbH, 030 47 49 06 0 | Hamburg, APW Lehmann Automobile GmbH, 040 649 09 90 | Hamburg, Ernst Dello GmbH & Co. KG, 040 47120 | Düsseldorf, Autohaus Ulmen GmbH & Co. KG, 0211 310000 | Mönchengladbach, Autosalon am Park GmbH, 02161 65 900 0 | Billerbeck, Autohaus Wiens GmbH & Co. KG, 02543 23230 | Frankfurt am Main, Automobil-Verkaufs-Gesellschaft Joseph Brass GmbH & Co. KG, 069 4050050 | Neckarsulm, Auto Neff GmbH, 07132 951200 | Freiburg, Automobile Hirsch GmbH, 0761 1543 1900 | München, Geigercars.de GmbH, 089 4271640 | Horgau, Autohaus Steppe GmbH, 08294 804080

Kraftstoffverbrauch (l / 100 km, kombiniert) und CO<sub>2</sub>-Emissionen (g / km, kombiniert): # SRX 3.6L V6-AT: 10,8 l / 100 km, 252 g / km. Energie-Effizienzklasse F. # CTS Sedan 2.0T: 8,5 l / 100 km, 198 g / km. Energie-Effizienzklasse E. # ATS Coupe 2.0T: 8,3 l / 100 km, 193 g / km. Energie-Effizienzklasse E. # ATS Sedan 2.0T: 8,2 l / 100 km, 190 g / km. Energie-Effizienzklasse E. Dies ist ein Angebot von Cadillac Europe, Stelzenstrasse 4, 8152 Glattpark, Schweiz.

# Zwei Klassiker – ein Stuhl: der Eames Aluminium Chair als F.A.Z.-Special-Edition



Beim Kauf der  
F.A.Z.-Special-Edition bis  
zum 31.12.2015 erhalten Sie ein  
**Abonnement der Frankfurter  
Allgemeine Zeitung.**

(1 Jahr E-Paper oder 6 Monate  
Print-Ausgabe)

Das Lesen einer Zeitung erfrischt den Geist und entspannt den Körper – so sollte es idealerweise sein. Dieser wohlthuenden Balance widmet sich jetzt exklusiv ein Stuhl: der Eames Aluminium Lounge Chair als Frankfurter Allgemeine Zeitung-Special-

Edition. Nummeriert und limitiert auf 777 Exemplare. Das Dunkelgrau des ansonsten silbern glänzenden Aluminiumgestells erinnert an die Farbe einer Druckplatte, der Stoffbezug in Elfenbein und Dunkelgrau an Papier und Druckerschwärze. Aber nicht nur

Äußerlichkeiten verbinden diesen eleganten Stuhl mit der F.A.Z. Auch bei der Herstellung legen wir höchsten Wert auf Qualität. Das bedeutet für Sie 30 Jahre Garantie. Also für den Zeitraum der kommenden 10.950 Ausgaben der Frankfurter Allgemeine

Zeitung. Erhältlich bei ausgewählten Vitra Fachhandelspartnern und über den Vitra Online Shop. [www.vitra.com/faz](http://www.vitra.com/faz)

**vitra.**

**Erhältlich bei ausgewählten Vitra Fachhandelspartnern:** Aachen Mathes Bad Homburg Braum Berlin Minimum, Modus, Unitedspaces Bochum Blennemann Bonn BüroConcept + RaumDesign Bopfingen Schieber Werkstätten Braunschweig Pro Office Bremen Popo Düsseldorf Vitrapoint Essen Arredare, Vitra by StoreR Filderstadt-Bernhausen Leonhard Flensburg Jacob Erichsen Frankfurt/Main Hans Frick, Leptien 3, Massdrei Freiburg Arnold Fulda Brück Büro & Wohn Design Gütersloh Pro Objekt Hagen Biermann Hamburg Gärtner, Punct.Object Hannover Pro Office Hausach Streit Karlsruhe Paul Feederle Kiel Hugo Hamann

Köln Markanto, Stoll Lemgo Pro Office Lörrach Becker, Stilobjekt Lübeck Heinrich Hünicke Mainz Inside Mannheim Georg Seyfarth Moers-Kapellen Mühlheim Wohnform München Koton, Vitra by StoreM Münster Ventana Nordhorn Ambiente B. Pforzheim Oliver von Zepelin Reutlingen Raumplan Rödermark Kreativ Büro Schorndorf Chairholder Schwelm Hüls Senden/Iller Interni by Inhofer Stuttgart Fleiner by Architare, Snow Tübingen Hecht Waldshut-Tiengen Seipp Wiesbaden Casa Nova

## XFLR-6 IST STARTBEREIT

**E**s geht hier jetzt mal um das Zweitwichtigste im Leben, also um Männer. Eigentlich habe ich dazu nicht viel zu sagen, ich bin ja selbst einer. Überhaupt haben wir Männer, damit muss man anfangen, immer weniger zu sagen. Zum Beispiel in New York: Da gibt es jetzt eine Kampagne gegen „Manspreading“, also gegen Männer, die mit breiten Beinen in der U-Bahn sitzen und anderen Leuten den Platz wegnehmen. Ist vermutlich ganz gut, wenn solche Bastionen der Männlichkeit geschleift werden. Zum Beispiel in Paris: Da laufen Männer über den Laufsteg, die wie Frauen aussehen – man sieht es an den Bildern auf Seite 42 in diesem Heft. Sollen sie machen, was sie wollen, aber ob uns Männer das weiterbringt? Zum Beispiel in Deutschland: Da wird immer öfter darüber geklagt, dass die Jungs in der Schule den Anschluss verlieren und von den Mädchen überholt werden. Was das alles mit der Rakete links im Bild zu tun hat? Ganz einfach: Aus irdischer Not fliehen Männer gerne ins Reich der Phantasie, so auch Tim & Struppi im Band „Reiseziel Mond“ von 1953. Wir gehen mit an Bord. Mit der Reise der XFLR-6 in andere Dimensionen flieht man natürlich vor der Wirklichkeit. Das ist auch der Sinn eines Heftes, das sich um Gesellschaft, Lifestyle und Populärkultur kümmert. Aber wie das so ist mit phantastischen Ideen: Sie reizen die Wirklichkeit, bis sich die Wirklichkeit nach ihnen richtet. 16 Jahre nach dem Abenteuer der beiden Comic-Helden flog Apollo 11 wirklich zum Mond. Die Ideen dieser Zeit fliegen bis heute durch unsere Umlaufbahn, wie das Interview mit Astronaut Alexander Gerst (Seite 28) zeigt. Ach was, unser ganzes Heft ist eine bedeutungslose Mission durch die Schwerelosigkeit. Wir wissen, dass wir irgendwann wieder landen werden. Stehen dann auch mit beiden Beinen auf dem Boden, aber nicht breitbeinig, das müssen wir nicht, darauf können wir uns einigen. Schauen Sie sich nur Lars Eidinger in unserer Modestrecke an. Wenn er wirkt, als würde Richard III. Anspruch auf den Thron erheben, sitzt er im nächsten Augenblick da, als litte Hamlet wieder mal unter dem Gewicht der Welt. Unser Trost: Beides ist Pose. Mann kann also in diesem Heft etwas lernen: Wer die Rollen seines Lebens etwas besser durchschaut, der verpasst bestimmt nicht den Start von XFLR-6 ins Reich der Einbildungskraft. *Alfons Kaiser*



**Verantwortlicher Redakteur:**  
Dr. Alfons Kaiser

**Redaktionelle Mitarbeit:**  
Holger Appell, Peter Badenhop, Stephan Finsterbusch, Dr. Rose-Maria Gropp, Andreas Nefzger, Hans-Heinrich Parthey, Andreas Pflarhaus, Anke Schipp, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Dr. Michael Spehr, Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steinele, Jörg Thomann, Julian Trauthig, Dr. Lukas Weber, Axel Wermelskirchen, Jennifer Wiebking

**Bildredaktion:**  
Christian Matthias Pohlert

**Art-Direction:**  
Peter Breul

**E-Mail Redaktion:**  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

**Redaktion und Verlag:**  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

**Geschäftsführung:**  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Burkhard Petzold

**Verantwortlich für Anzeigen:**  
Ingo Müller

**Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:**  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

**Produktionsleitung:**  
Andreas Gierth

**LAYOUT:**  
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

**Druck:**  
Printavis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

*Brioni*



**BERND STEINLE** zählt nicht zu den 27 Prozent der Deutschen, die laut einer Umfrage den Winter am liebsten verschlafen würden. In der Sportredaktion dieser Zeitung, der er zehn Jahre lang angehörte, berichtete er unter anderem über alpinen Skisport. Seit kurzem ist er Redakteur im Magazin – und folgte sogleich seiner alten Leidenschaft auf den Spuren von Ernest Hemingway, der vor 90 Jahren im Montafon Ski gefahren war (Seite 66). Dabei war sich Steinle am Ende einig mit Bergführer Hanno Dönz, der vor Jahren seine Abiturarbeit über Hemingway geschrieben hatte: „Ich wäre sehr gern mal mit ihm in die Berge gegangen.“



**LARS EIDINGER** hat sich schon in viele Rollen gekleidet. Zur Zeit spielt er an der Schaubühne Richard III. und dreht das erste Sequel in der „Tatort“-Geschichte „Borowski und die Rückkehr des stillen Gastes“ (Arbeitstitel). Seine so überraschende wie überragende Präsenz kommt aber auch in Dior Homme (Foto oben) oder Brioni zum Tragen. Auf die Frage, wie er es schafft, Bösewichter glaubwürdig zu verkörpern, antwortet der Schauspieler mit einem Zitat des Mörders Charles Manson: „Schau auf mich herab, und du siehst einen Narren. Schau zu mir auf, und du siehst einen Gott. Schau mich an, und du siehst dich selbst.“ Für unsere Modestrecke (Seite 32) könnte es kein besseres Motto geben.

# MITARBEITER

**CARL TILLESSEN** hat eine tief und gut sitzende Leidenschaft für Männermode. Gemeinsam mit Daniela Biesenbach führte er 18 Jahre lang die Marke „Firma Berlin“. Und bis vor einem Jahr zeigte er als Designer seine eigene Kollektion auf der Herrenmodewoche in Paris. Für diese Ausgabe sah er die Szene aus einer anderen Perspektive – nämlich aus der ersten Reihe (Seite 42). Bei Dries van Noten, Lanvin und all den anderen wurde er Zeuge einer grundstürzenden Trendwende. Nicht einmal Männermodemuffel sollten sie verpassen.



**JÖRG THOMANN** bekommt Woche für Woche einen Stapel Klatschzeitschriften auf den Schreibtisch gelegt. Sie liefern ihm den Stoff, mit dem er seit fünfeinhalb Jahren die „Herzblatt-Geschichten“ füllt. Die Kolumne in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung beleuchtet das merkwürdige Treiben der Prominenten ebenso wie die Dreistigkeiten der Yellow Press, zu deren wenigen männlichen Lesern er – berufsbedingt – zählt. Für unser Männerheft hat sich der Redakteur aus dem Ressort „Leben“

ausnahmsweise mal durch Männerhefte gekämpft: zehn Magazine, gut 1700 Seiten. Danach kam ihm der Stapel, der sonst vor ihm liegt, plötzlich viel kleiner vor.





GIORGIO ARMANI



„Ich dachte, wir seien unverwundbar“: Vor 90 Jahren verbrachte Ernest Hemingway einen unvergesslichen Winter in Österreich (Seite 66). Eine Spurensuche.



Modern und doch tragbar: Männermode, wie hier von Alber Elbaz und Lucas Ossendrijver für Lanvin, kann so einfach sein. In Paris (Seite 42) wissen das aber manche Designer gar nicht.



**ZUR TITELSEITE**

Lars Eidinger, von Markus Jans in Berlin fotografiert, trägt einen aquamarinfarbenen Anzug von Burberry mit zweireihiger körperbetonter Jacke aus Leinentwill und Hose mit scharfer Bügelfalte.

- 17 KARL LAGERFELD
- 23 DIEGO DELLA VALLE
- 26 PRINZ CARL PHILIP
- 28 ALEXANDER GERST
- 82 NICO ROSBERG

**BLATTWERK** Männermagazine bieten tiefe Einblicke in die Welt der Breitbeinigen. *Seite 56*

**TYPFRAGE** Die Stadtoberhäupter von Mainz und Wiesbaden reden über Homosexualität. *Seite 58*

**FALLSUCHT** Basespringer suchen das Gefühl des Fliegens – auf höchst riskante Weise. *Seite 62*

**OBERHAUS** Hans Wiedemann kümmert sich genau um die Gäste im Badrut's Palace. *Seite 72*

**INSELGLÜCK** Auf Mykonos in Griechenland findet Mann das Paradies – am Strand. *Seite 77*

**SCHARFSINN** Wenn der Bart weg muss: Erfahrungsbericht aus dem Barbershop. *Seite 80*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. April bei.

Über den Irrsinn der Existenz kann man sich wundern: Oskar Roehler erzählt von dem Chaos, aus dem die Sehnsucht kommt (Seite 52). Ein Spaziergang in Berlin.



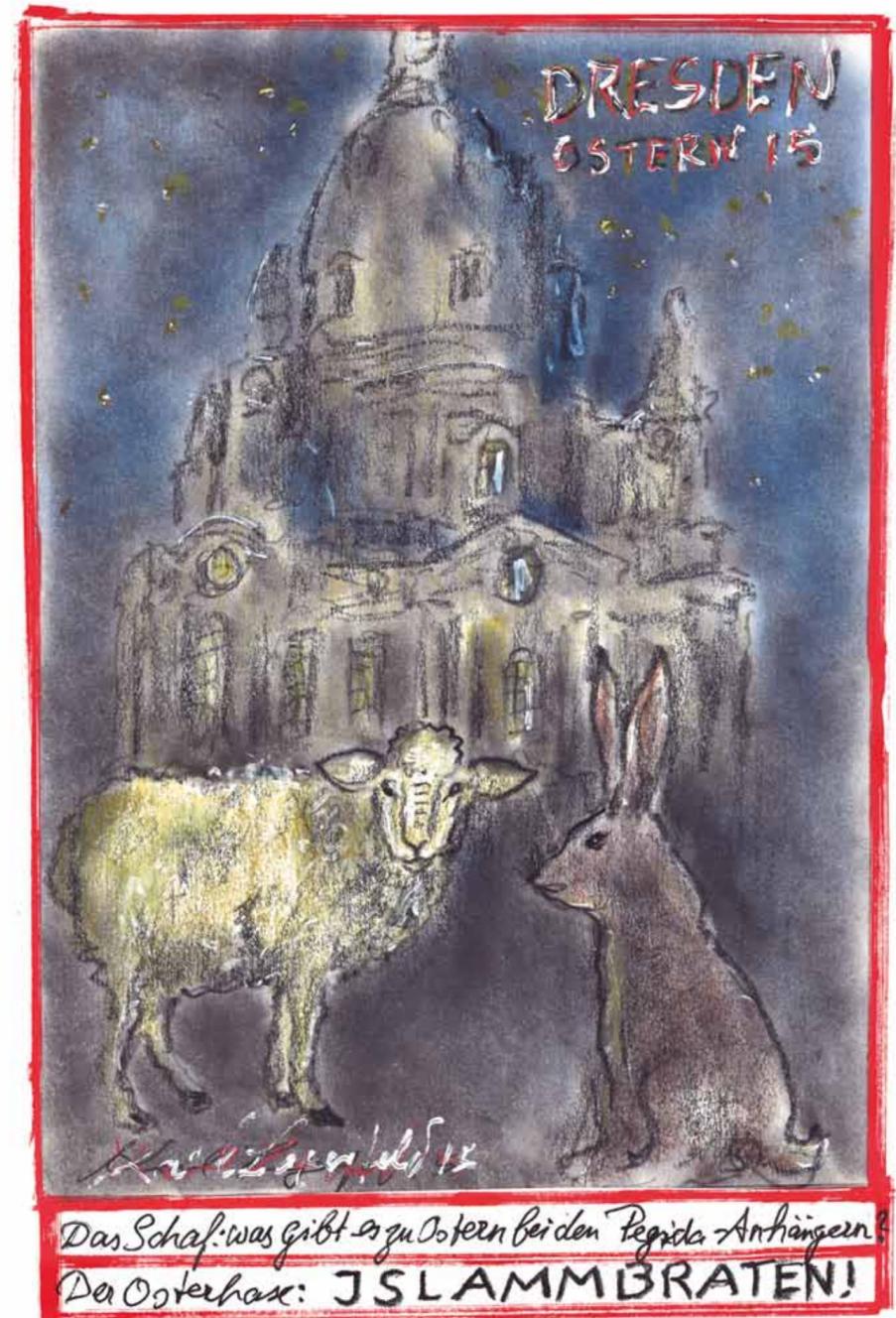
FOTOS: HELMUT FRICKE (D), FRANK RÖTH, ANGE, DPA



Mit Brandsohlenhobel (rechts) und Schuhmacher-Flachort zu hantieren ist eine Kunst. Vier Schuster (Seite 46) beherrschen sie.

# Marc O'Polo

  
**FOLLOW YOUR NATURE**  
 JEFF BRIDGES



## KARL LAGERFELD SIEHT KEINE FROHEN OSTERN VORAUSS

Nicht dass Karl Lagerfeld die Deutschen für ressentimentgetriebene Wesen hielt: „Viele Franzosen sind zum Beispiel schlimme Antisemiten“, meint der Modeschöpfer. Aber die Anhänger der Pegida-Bewegung, die nun langsam abzuklingen scheint, betrachtet er doch mit einigem Entsetzen. Der Ärger führt unseren Karikaturisten an einem seiner vier heimischen Zeichentische immer wieder zu bösen Pointen. Und weil Lagerfeld im Alltag mehr Französisch und Englisch spricht als Deutsch, ist das Wortspiel von

unverfrorener Spontaneität. Dass Pegida-Anhänger zu Ostern „Islambraten“ empfohlen wird, zeigt nicht nur die gefrässige Aggressivität radikaler Bewegungen. Das Agnus Dei (Lamm Gottes) spielt auch auf die frohe Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi an. Die symbolische Einverleibung Gottes als Speise ist eigentlich ein heiliger Akt. Aber in dieser Gesellschaft bekommt die frohe Frühlingsbotschaft doch einen dunklen Hintergrund. Nur der Osterhase hat nichts zu befürchten. (kai.)

# PRÊT-À-PARLER



## SWEATSHIRTS, SO JUNG WIE ZUM FREMDGEHEN

Eine Freundin erzählte neulich vom Geschenkwunsch ihres Freundes anlässlich seines Geburtstags. Er ist knapp zwei Jahrzehnte älter als sie – und habe sich ein buntes Sweatshirt gewünscht. „Damit ich in Deinem Freundeskreis nicht so alt aussehe.“ Bunte Sweatshirts sind also mehr als ein Trend. Bunte Sweatshirts, wie die Modelle in frischen Farben, in Gelb von Timberland (3) oder in Orange von Gant (6), sind ein Phänomen.

Im bunten Sweatshirt zeigt sich, was in der Mode stecken kann. Sie kann den Menschen zwar nicht verändern, aber seine äußere Form etwas verbessern. So wie manche Frauen sich auf High Heels präsenter fühlen und Männer auch nicht ohne Grund morgens eine Krawatte binden, wirkt man im bunten Sweatshirt anders, in diesem Fall jünger. Ein gutes Beispiel ist das Irokesenkopf-Modell von Diesel (1). Damit geht es geradewegs zurück in die eigene Jugend. Gut möglich, dass man über den psychedelischen

Batik-Sweater von Paul Smith (2) schon länger mit der Ehefrau diskutieren kann. Aber ein Pullover, den man an einem pickeligen Sechzehnjährigen vermuten würde, sorgt für den gewissen schönen Bruch, wenn ihn stattdessen ein ergrauter und immer noch attraktiver Fünfundfünfzigjähriger trägt. Ein Kompromiss: Das dünne Sweatshirt von der dänischen Marke Anerkjendt (10) sieht aus wie die gebleichte Jeans, ein durchaus anpassungsfähiges Stück im Kleiderschrank. Nett ist auch der Claim dieser Marke, die sich selbst als „jung mit Geschichte“ bezeichnet: „Thoughts of Denmark“ wird bei jedem Anziehen die Sehnsucht nach Freiheit wecken, wie sie Männern in der *midlife crisis* nicht ganz und gar fremd ist. Oder was meinen Sie, liebe Männer, die Sie neuerdings Porsche fahren oder von einer Harley träumen?

Der Hugo-Pullover (9), der, ja, zur jüngeren Linie von Hugo Boss gehört, müsste somit auch voll auf der Linie die-

ser Männer liegen. Seine Motorcycle-Abnäher erinnern an die tolle Lederjacke, auf die man mit 20 so lange gespart hat. Das ist Ihnen dann doch zu betont jung? Gut, ein bläulicher Pullover, zum Beispiel von Stone Island (4) oder Camel Active (7), schafft zumindest einen frischeren Teint. Oder Sie schieben es auf den Trend zum Parolen-Sweater, tragen also ein Oberteil mit Text und wirken gleich ein paar Semester jünger. Auf dem Sweatshirt von Superdry (5) ist von Kupfer die Rede, auf dem von Marc O'Polo (8) von Handarbeit und Tradition. So etwas passt Herren, gerade in Zeiten, da sie zum Vierzigsten Flachmänner und Taschenmesser geschenkt bekommen oder eine schicke Axt.

So lange es nur bei solchen Sehnsüchten bleibt! Eine andere Bekannte erzählte, dass ihr Ehemann, mit dem sie seit Jahrzehnten verheiratet ist, nun eine Freundin hat. Wie sie es herausgefunden hat? Der Mann trug plötzlich nur noch junge Mode. (jwi.)

FOTOS: BANNER/WOLFFPHEIT

EIN NEUES EAU ENTSpringt DER ERDE

HERMÈS  
PARIS

TERRE  
D'HERMÈS  
EAU TRÈS FRAÎCHE



## KINDERKRAM

Neulich, sagte unsere Freundin, die Buchhändlerin, am Telefon, habe sich eine Kundin bei ihr beschwert. Sie habe vor dem Klassikerregal im hinteren Teil des Ladens den Finger über die Bücher gezogen und dann tatsächlich etwas Staub daran gehabt. Hygienische Zustände wie in der Dritten Welt, habe die Kundin gesagt, und dass sie hier nie wieder einkaufen würde.

Was hast du geantwortet, fragte ich unsere Freundin: dass eine so pingelige Nervensäge jetzt sowieso Hausverbot hat?

Nein, sagte unsere Freundin, ich habe mir ein Staubtuch geholt und habe geputzt. Aber dann hat Ullrich gesagt, ich solle das positiv sehen. Und dass er ein neues Spiel habe, das mir bestimmt dabei helfen werde.

Eine Woche später standen die Buchhändlerin und ihr Mann Ullrich vor unserer Tür. Mein nordhessischer Cousin, der seit ein paar Tagen wieder bei uns wohnte, weil seine WG aus der Wohnung geflogen war, hatte gekocht. Als die Buchhändlerin sah, wie er die dampfende Schüssel ins Esszimmer brachte, seufzte sie tief und sagte, dass Königsberger Klopse ihr Leibgericht sei. Du hast aber mit dem Hackfleisch aufgepasst, oder, fragte Ullrich meinen



Cousin: Da kann man sich im Nu was holen. Glaub ich nicht, sagte mein nordhessischer Cousin, vorletzte Woche war das noch gut. Sehr witzig, sagte Ullrich, und meine Frau fragte, was denn das für ein geheimnisvolles Spiel sei, mit dem man sich schwierige Kunden vom Leib hält.

Dazu brauchen wir Platz auf dem Tisch, sagte Ullrich. Wir räumten die Teller beiseite, und Ullrich baute das Spielfeld auf. In regelmäßigen Abständen waren da Barrieren aus grauem Plastik angebracht, die wie kleine Löffel, Messer oder Gabeln aussahen. Ullrich erklärte, dass man die Barrieren um eine Achse in der Mitte drehen konnte, wenn der Würfel das richtige Symbol zeige.

„Kakerlakak“, las unser Sohn vor. Was glaubst du, warum das Spiel so heißt, fragte Ullrich.

Ich weiß nicht, ob ich darauf so Lust habe, sagte die Buchhändlerin. Und wozu sind die Vertiefungen am Rand mit den ekligen Bildern?

Ullrich fragte, was denn an halbgeöffneten Ölsardindosen eklig sei, und überhaupt verstehe er nicht, was denn so schwierig daran sei, sich ein einziges Mal auf ein neues Spiel einzulassen, ohne immer gleich meckern zu müssen.

Alles gut, sagte mein nordhessischer Cousin, und wo sind jetzt die Kakerlaken?

Ullrich holte ein Plastikteil aus der Packung, an dessen Unterseite zahlreiche Beinchen befestigt waren. Er fummelte daran herum, bis das Gerät in seiner Hand zu summen und zu vibrieren begann. Als er es vorsichtig auf das Spielfeld legte, raste es wie aufgezogen durch das Becken-Labyrinth. Immer wieder stieß es gegen die Wände und richtete sich dabei halb auf.

Die schnüffelt ja richtig, rief unser Sohn begeistert.

Süß, sagte die Buchhändlerin.

Jeder von uns suchte sich eine der Vertiefungen aus und musste die Plastik-Kakerlake dorthin bugsieren. Jedes Mal, wenn das klappte, gab es dafür eine Scheibe mit einer freundlich grinsenden Kakerlake. Unser Sohn hatte die Fallgrube mit der angebrochenen Tafel Schokolade und schlug uns um Längen.

Kleines Kakerlakchen, komm doch mal zu mir, sang die Buchhändlerin.

Siehst du, sagte Ullrich.

Vielleicht lässt du das mal in deinem Laden herumlaufen, sagte mein nordhessischer Cousin, um deinen Kunden die Angst vor den Kerlchen zu nehmen.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett.

Tilman Spreckelsen

## ALLES IM KASTEN

Die gute alte Werkzeugkiste ist zu einem Relikt geworden. Sie steht noch in so manchen Kellern, hat aber längst nicht mehr die Bedeutung von früher, als der Mann im Hause sie immer dann hervorholte, wenn er in den eigenen vier Wänden Hand anlegen musste. „Wenn man heute an *tools* denkt“, sagt Emanuela Frattini Magnusson, „dann sind meistens digitale Werkzeuge gemeint.“ Darum habe sie eine *tool box* geschaffen, die genau das Gegenteil für die analoge Welt sei. Die Kiste aus geöltem Eichenholz, mit Edelstahlbeschlägen und Filzeinlage, lässt Nostalgikern das Herz aufgehen. Mit ihrem Reststück trifft die Mailänder Designerin, die in New York lebt und dort beruflich nicht mit Holz arbeitet, sondern für das Erscheinungsbild des Medienkonzerns Bloomberg verantwortlich ist, einen Nerv. Und sie erfüllt die Vorgaben des kleinen, feinen Herstellers Auerberg, der sich „radikal subjektiv“ nennt. Mit seinen Produkten will er sich industriellen Normen nicht unterwerfen und ihnen auch jenseits von Marketinglogik oder Mode eine Berechtigung schaffen.

Auerberg, von Christoph Böninger im Jahr 2010 im oberbayerischen Ort Fischbachau gegründet, stellt Autoreifen-Produkte in Klein- und Kleinstserien her. Die meisten der Designer sind seit langem Freunde und Weggefährten Böningers. Der Gestalter, der 1957 geboren wurde, und zwar in Düsseldorf („mein immerwährendes Trauma“), der aber längst Ur-Bayer geworden ist, hat Designgeschichte geschrieben: Als Diplomarbeit entwarf er im Jahr 1982 den ersten Laptop der Welt, der heute in der Neuen Sammlung in München ausgestellt ist.

Mit dem eigenen Label erfüllte sich der Siebenundfünfzigjährige, der lange für Siemens gearbeitet hat, einen Traum. Vier Serien sind bisher entstanden: Erst waren es „Produkte neben dem Tisch“, dann „Produkte auf dem Tisch“ und „Tische an sich“. Gut 30 Entwürfe kamen in drei Jahren zusammen, von Designern wie Alfredo Haberli, Fritz Frenkler, Herbert Schultes, Tobias Grau und James Irvine. In diesem Jahr hat Auerberg seine vierte Serie auf



„Tool Box“: Diese Werkzeugkiste kann auch eine schöne Schmuckschatulle sein.

den Markt gebracht – Projektname: „Boxes“. Neben Stuhl und Tisch sei die Kiste das dritte archetypische Möbel in der Kulturgeschichte, sagt Böninger. Sie begleitete schon den frühen Menschen, ob in Form eines Korbes, wie man ihn bei Ötzi fand, oder einer kunstvoll gearbeiteten Truhe im Mittelalter. „Matrosen hatten ihre Seemannskisten, die Achtundsechziger-Generation nutzte programmatisch Orangenkisten als Regal.“

Neun Designer stellten sich dem Boxen-Thema. Von Gerhard „Gerry“ Kellermann aus München stammt „Book Box“. Die Bücherkiste aus Aluminium ist leicht und dank ihrer zwei Griffe auch gut zu tragen. Zudem lassen sich die Kisten stapeln und können so zu einem Regal werden. Herbert Schultes, einst Chefdesigner bei Siemens, hat seine „Square Box“ konsequent aus dem Quadrat entwickelt. Die Seitenwände seiner Ahornholzkiste sind durchlöchert mit jeweils 81 Quadraten. Das macht sie leicht und sorgt für ein reizvolles Licht- und Schattenspiel. Auch diese Box, groß genug für mehrere Leitzordner, lässt sich stapeln, sie kann aber auch als Tisch dienen.

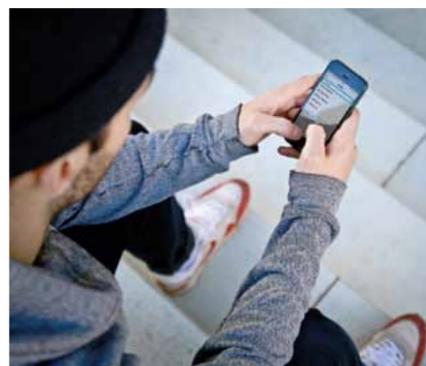
Christoph Böningers Entwurf heißt „Bottle Box“. In die stabile Bierkiste aus Fichten- oder Eichenholz mit Tragegriff passen acht Flaschen. Sind sie ausgetrunken, lässt sich der Kasten drehen und wenden: So wird auch er noch zum Hocker oder Beistelltischchen. (pps.)

# PRÊT-À-PARLER

## EINE APP ERMITTELT DIE WAHRE GRÖSSE

Hätte auch niemand gedacht, dass es einmal so weit kommen würde. Dass man sich nicht einmal mehr auf die eigene Schuhgröße verlassen kann. Mittlerweile kann Daniel Benz seinen Kunden auch nicht mehr sagen, ob ein Sneaker eher groß oder klein ausfällt. Zwischen einem Schuh und einem anderen liegen Welten. Benz betreibt neben einem Sneakerladen in – nicht Berlin, sondern, Achtung: Darmstadt, einen der größten Onlineshops für Sneaker in Deutschland.

Der Rang, den die Schuhe für ihn haben, zeigt sich im Namen seines Geschäfts: „asphaltgold“. Vor dem Kauf rufen viele Kunden bei ihm an und erkundigen sich nach der passenden Größe eines Schuhs. Probleme in der Größenfindung sind ihm also nicht unbekannt. „Am besten besitzt der Kunde schon ein Referenzmodell, das passt“, sagt Benz. Nur dann kann er wirklich weiterhelfen. Daniel Benz war nicht der erste, der sich am Wildwuchs der



Modellgrößen störte, wohl aber der erste, der daran etwas änderte. Für Probleme bei der Größenfindung gibt es jetzt nämlich eine App. Sie könnte die Zahl der Anrufe und Rücksendungen weit zurücktreiben: Im vergangenen halben Jahr haben Benz und 20 seiner Helfer mehr als 1000 Sneaker der großen Hersteller anprobiert, sie ausgemessen und aus Tragegefühl und Maß der Einlegesohle einen Mittelwert bestimmt.

„Am meisten hat uns erstaunt, dass es die größte Diskrepanz innerhalb der Marken selbst gibt“, sagt er. „Wir verstehen nicht, warum die das nicht hinkriegen.“ Wer zum Beispiel einen Nike Air Huarache in Größe 41 hat und einen Nike Flyknit Roshe Run kaufen will, braucht den wahrscheinlich anderthalb oder gar zwei Nummern kleiner. Manche Hersteller berechnen die deutsche Größe grob aus amerikanischer oder britischer Größe. Andere bemessen die Schuhgröße nach der Einlegesohle. Die kann tatsächlich bei zwei Modellen die gleiche Länge haben, aber wenn die Schuhe unterschiedlich konstruiert sind, ist die ausgerechnete Schuhgröße in der Praxis hinfällig.

Der „asphaltgold fitting room“ für Android und iOS hilft nun – werbefrei, simpel und digital – bei der Anprobe, sofern es schon einen Markenschuh im Schrank des Kunden gibt, der passt. Jedes Modell wurde von mehreren Mitarbeitern getestet, um ein möglichst treffgenaues Ergebnis zu erzielen. Und die verbreitete Annahme, dass Adidas größer ausfällt als die Konkurrenz? „Das kann man so nicht sagen“, sagt Benz. „Der Irrglaube liegt darin begründet, dass Adidas und Puma standardmäßig UK-Größen angeben und alle anderen wichtigen Marken US-Größen. Wenn man sich dann die EUR-Größen anschaut, wird man feststellen, dass Adidas oft eine halbe Größe größer gebraucht wird als Nike.“ Andererseits: Pauschal kann man das nicht mehr sagen, in diesen volatilen Zeiten. (fti.)

FOTOS: HERSTELLER & PRIVAT

## THE BRIDGE FIRENZE 1969



www.thebridge.it



PIQUADRO

ITALY

ENGINEERED  
FOR BUSINESS

www.piquadro.it



Will sein Land vor dem Verfall bewahren: Mit Millionen fördert Diego Della Valle die Restaurierung des Kolosseums.

## DIEGO DELLA VALLE TRITT ANDERS AUF

Er hat den Schuh noch einmal neu gebaut, leichter, bequemer, befreit von allem harten Leder, Vorderblatt, Seitenteil und Zunge aus einem Stück gefertigt und die durchgehende Sohle mit Dutzenden kleinen Gummipoppen bestückt. Ein Mokassin für Manager, ein Slipper für die Schönen. Vor ziemlich genau 35 Jahren trat Diego Della Valle damit erstmals auf. Tod's nannte er die Marke, die er mit geschicktem Marketing nach vorne brachte. Heute werden im Jahr mehr als zwei Millionen Paar verkauft, die Umsätze wuchsen und wuchsen. Nun aber treten sie auf der Stelle. Was tun?

Diego Della Valle empfängt im obersten Stockwerk seines Stadtpalastes in Mailand, am Corso Venezia. Durch den holzgetäfelten Raum weht der Hauch frischgepresster Zitronen. Hohe Fenster, eine leichte Brise spielt mit den seidenfeinen Vorhängen, hinter der Hausbar schwarzrotdene Lackmalerei aus dem alten China. Einst war der Palazzo Sitz eines lombardischen Edelmannes, heute ist am Eingangstor der Name Della Valle in Messing eingraviert. Der Hausherr bittet an den Sofatisch, wirft sich in den Sessel und lässt Wasser und Limonade kommen.

Der Mann von Welt und Geld ist, ganz stilecht, gerade von seinem Wochenendhaus auf einer Insel im Mittelmeer eingeflogen. Er reist mit leichtem Gepäck im eigenen

Hubschrauber und ist deshalb entspannt genug, nun eine Stunde lang über Europa, Asien und Amerika zu reden, über japanische Handwerkskunst, kreatives Fachpersonal, neue Linien und Programme. „Ich mag die Einfachheit“, sagt er. Ein Mann, der aus dem Lederladen seines Vaters ein Unternehmen mit knapp einer Milliarde Umsatz gemacht hat, kann sich Bescheidenheit leisten.

Amerikaner, Asiaten, Australier und Europäer tragen Tod's. Die Schuhe sind einfach, doch nicht preiswert. Tod's hat Luxus leger gemacht, Della Valle spricht vom *casual moment*. Die Engländer mochten es einst ernst, mit hohen Kragen, engen Schnitten, schweren Schuhen. Die Italiener brachten die Lockerheit ins Spiel, mit Anzügen aus Neapel, Schuhen aus Florenz, Slippers von Tod's.

Beim Indianer-Mokassin – raue Leder, weiche Nähte, ohne Futter, ohne Absatz, die Sohle dünn wie eine einfache Büffelhaut – ging es um Feingefühl und Bodenhaftung. Della Valle ging es um Bequemlichkeit. Als er Mitte der Siebziger auf einem Flohmarkt vor einem alten Paar Schuhe eines Rennfahrers stand, hatte er gefunden, was er brauchte. Die Schuhe waren leicht und rutschfest, unter der ganzen Sohle nagelkopfgröße Gummipoppen, gut in der Hand, leicht am Fuß, ein Schuh zum Wegrennen.

Della Valle ließ sie nachbauen und stellte sie seinem Freund Gianni Agnelli auf den Tisch, dem Fiat-Boss und Trendsetter seiner Zeit, der ihnen eine tragende Rolle zumal. Je größer der Zuspruch, desto größer das Spiel. Della

Valle ging mit seiner Firma an die Börse, kaufte sich die Marlin-Yacht der Kennedys, nannte Silvio Berlusconi einen „Narren“, finanziert die Restaurierung des Kolosseums mit 25 Millionen Euro – und kann es sich leisten.

Jetzt muss er liefern. Die Tod's-Damen-Kollektionen hat er nach vorne gebracht mit der neuen Chefdesignerin Alessandra Facchinetti. Nach diesem Vorbild stärkt er nun auch für die Männer den Mode-Faktor. In der aktuellen Saison bietet die Marke zum ersten Mal eine komplette Kollektion an, die nicht die Mode revolutionieren wird, aber in vielen Details auf die Accessoires abgestimmt ist. Der Mokassin-Schuh ist nun auch in den Versionen „City Gommino“ zu haben (der sitzen soll wie ein Handschuh) und „Club Gommino“ (mit geflochtener Leder-Trense in Scubidu-Optik). Auf Zweifel am Gommino-Geschäftsmodell antwortet er also mit der Ansage: Gib Gummi!

Aber er muss noch weiter in die Zukunft denken. Denn sein Bruder Andrea, der bei Hogan herrscht, und er selbst – sie werden beide nicht jünger. Fraglich, ob der Einundsechzigjährige, der Häuser und Wohnungen auf beiden Seiten des Atlantiks hat, der den Fußball liebt und den Sonnenaufgang in seinem umgebauten Kloster auf Capri, ob er das alles würde genießen können ohne seine Arbeit? Ob er seinen Sohn Emanuele ranlässt, der in New York vor allem mit Internet-Geschäften experimentiert, aber eben dort auch mit Familie zu Hause ist? Ob er aus der Armani-Bredouille lernt, noch keinen Nachfolger aufgebaut zu haben, wenn man einmal 80 Jahre alt wird?

An Diego Della Valles Privatjet steht drei Mal ein großes „D“: Dignità, Dovere, Divertimento. Würde, Pflicht und Spaß, soll das bedeuten. Man hat nicht den Eindruck, das letzte dieser drei großen „D“ würde ihm gerade davonfliegen. *Stephan Finsterbusch*

# PRÊT-À-PARLER

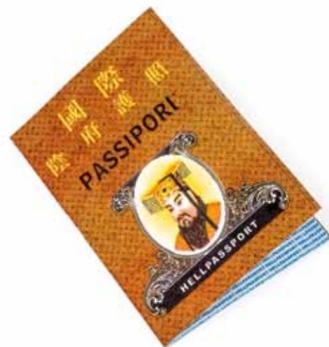
## IM FERNEN OSTEN GEHT DER WHISKY AUF

Die Whisky-Welt ist aus den Fugen. Und schuld sind die Japaner. Obwohl: Eigentlich steckt ein Engländer hinter dem Aufruhr, der seit ein paar Wochen besonders die Schotten erfasst hat. Denn ihnen hat Jim Murray in seiner „Whisky Bible“, jüngste Ausgabe, „eine kleine Portion Dement“ empfohlen. Zum besten Tropfen der Welt erklärte der einflussreichste Whisky-Kritiker keinen Malt aus den High- oder Lowlands, sondern den Yamazaki Single Malt Sherry Cask 2013. Er sei „dicht, trocken und abgerundet wie eine Billardkugel“. Niemals zuvor ist einem Hochprozenter aus Japan eine solche Ehre zuteil geworden. Und jetzt ist nichts mehr, wie es einmal war. Plötzlich stürzen sich Aficionados und Sammler auf die Produkte der japanischen Brenner, die lange belächelt wurden. Der Weltmeister ist natürlich längst ausverkauft. Nur etwa 16.000 Flaschen hatte die Yamazaki-Brennerei produziert. Die

letzten auf dem Markt verfügbaren Exemplare gehen jetzt statt für die üblichen 130 Euro für astronomische Summen über die Theke. Zum Glück ist das Sortiment des Hauses, das seit 1923 Malts nach schottischem Vorbild im Potstill-Verfahren mit Ausbau in Bourbon- und Sherry-Fässern herstellt, nicht auf diesen Tropfen beschränkt. Der Yamazaki Single Malt 12 Years ist gewissermaßen der kleine Bruder des Sherry Cask 2013 und kommt ihm geschmacklich und aromatisch recht nahe. Er zeigt sich in der Nase fruchtig und mit Noten von Nelken, Vanille und Sherry, schmeichelt im Mund mit buttrigen, malzigen und fruchtigen Aromen und hinterlässt im langen Abgang Anklänge von Ingwer, Zimt und Rosinen. Wer sich auf diesen oder einen anderen Japaner einlassen will, sollte sich aber beeilen. Denn die Preise steigen. Manchmal kostet der kleine Bruder statt knapp 80 Euro schon 150 Euro. *(bad.)*



In Shimamoto: Geschäftsführer Takahisa Fujii klopft im Keller der Destillerie Yamazaki an die Fässer, um den Füllstand festzustellen.



## KLEINER WARENVERKEHR INS JENSEITS

Der berühmteste Künstlerbaster der Welt heißt Thomas Demand. Für seine Darstellungen der Schauplätze von bedeutenden Ereignissen baut er diese mit akribischer Genauigkeit aus Papier nach, um sie dann zu fotografieren. So wird das ephemere Produkt auf Dauer gestellt, obwohl es selbst nicht erhalten bleibt. Nach der Ablichtung zerstört der Künstler sein Papiermodell.

Wir haben nur einen Thomas Demand, China hat Tausende. Sie schaffen die Voraussetzungen für den Brauch des „shaozhi“, der Papierverbrennung. Das ist eine Ehrerbietung gegenüber den verstorbenen Ahnen, die nach chinesischer Überzeugung auch im Jenseits auf Versorgung mit denjenigen Dingen angewiesen sind, die den Lebenden das Dasein erleichtern. In den frühen Grablegen der chinesischen Kultur wurden dafür zunächst reale Güter verwendet: Lebensmittel, Geld, Kleidung, Schmuck. Später entwickelte sich eine Stellvertretungspraxis, die zuerst das Münzgeld durch Geldscheine ohne Nennwert ersetzte, die man nicht mehr länger den Toten ins Grab mitgab, sondern sie durch Verbrennen ins Jenseits sandte: eine frühe Form des bargeldlosen Zahlungsverkehrs. Allerdings mussten die Hinterbliebenen das zur Opferung bestimmte Papiergeld vor den chinesischen Tempeln kaufen, und das ist bis heute so geblieben. Oft werden dabei heute Fälschate beliebter ausländischer Währungen verwendet, vor allem nachgeahmte Dollarscheine.

Neben diesem „mingbi“ (Geistergeld) gibt es aber auch „zhizha“, Papiergegenstände. Das sind all die Objekte, die

man den Verstorbenen für ein gutes Nachleben mitgeben möchte. Aus dem Brauch des Geldverbrennens hat sich ein Warentransfer ins Jenseits entwickelt, der auf demselben Prinzip beruht. Neben alltäglichen Produkten werden auch Luxusartikel aus Papier nachgebildet, in Originalgröße von Zigarettschachteln bis zu Automobilen.

Im Dresdner Residenzschloss ist jetzt eine Ausstellung solcher Papiernachbildungen zu sehen. In der noch unrenovierten Fest-Etage, in jenen Sälen, die den Gästen der Kurfürsten früher als Warteräume dienten, hat Wolfgang Scheppe, der erst vor kurzem in Dresden eine spektakulär inszenierte Ausstellung mit japanischen Färbereischablonen kuratierte, ein langes Podest quer durch eine ganze Zimmerflucht aufgebaut. Darauf werden zahllose „zhizha“ präsentiert, die erst kürzlich in China erworben wurden, arrangiert nach Produktgruppen wie zum Beispiel Mobiltelefonen, Computern, Kreditkarten – alle täuschend echt aus Papier gestaltet, nur die weltbekannten Markennamen sind bisweilen minimal verändert. Die großen Konzerne schätzen die chinesische Papierpiraterie nicht. Als Höhepunkt bietet die Ausstellung tatsächlich ein nachgebautes Auto in Originalgröße. Das Männerherz dürfte dafür auch im Jenseits höher schlagen.

„Supermarket of the Dead“ nennt Scheppe diese Präsentation, und tatsächlich gleicht sie einem Einkaufsparadies, nur dass hier alles nicht zum Gebrauch, sondern zur Vernichtung bestimmt ist. Dieses archaische Ritual verblüfft im so hypermodern erscheinenden China der Gegenwart, doch die Dinge, die dort den Toten dienen sollen, sind tatsächlich sämtlich Accessoires unseres globalisierten Daseins. Alles ist käuflich, und für die teuren Toten ist den Nachfahren nichts zu kostspielig. *Andreas Platthaus*

*Supermarket of the Dead. Brandopfer und der Kult des globalisierten Konsums in China. Residenzschloss Dresden; bis 10. Mai.*



Alles aus Papier: In China gibt man den Toten Luxus- und Alltagsartikel für ein schönes Nachleben mit auf den Weg.



# PRÊT-À-PARLER

## FÜR MÄNNER, MEINT TOM CHAPMAN, MUSS MODE BEQUEM SEIN



*Mr. Chapman, gerade hat Christopher Kane auf der Londoner Modewoche seine Damenkollektion in der Tate Modern gezeigt, gleich hier gegenüber des Cafés. Sie sind, mit Ihrer Frau Ruth, Gründer und Chef des Onlinehändlers „Matches Fashion“, achten also auf solche Auftritte. Wie gefiel Ihnen die Kollektion?*

Sehr gut, Christopher Kane ist einer meiner liebsten Modemacher in London – schon lange bevor der Konzern Kering in ihn investiert hat, als er noch ein junger Designer war, der sich durchkämpfen musste.

*Und die Schau von Burberry kurz davor?*

Ohne Zweifel die beste Kollektion, die ich von Christopher Bailey gesehen habe. Die Herrenlooks waren stark.

*Die Männer tragen über den Anzügen große Ponchos mit Fransen um die Schultern sowie Jacken aus Cord und mit Leo-Muster. Wird sich das verkaufen?*

Darüber haben wir erst neulich gesprochen: Für uns wird Burberry immer besser. Früher waren die Stoffe hart, man musste einen bestimmten Körperbau haben, um es zu tragen, jetzt sind die Schnitte lockerer. Der Cord war dieses Mal großartig, auch die dicken Pullover. Mode muss

bequem sein. Frauen sehen das vielleicht anders, aber für Männer ist das wirklich wichtig.

*Aber wer im Netz einkauft, weiß nicht, ob etwas tatsächlich bequem ist.*

Ja, aber wenn Männer eine Marke für sich entdeckt haben, bleiben sie ihr oft treu. Sie wissen, wie sie sich trägt, welche Größe sie brauchen und ob sie bequem ist. Dann bleiben sie oft dabei. Und wenn diese Männer uns vertrauen und wir ihnen weitere passende Marken anbieten, dann fangen sie auch an zu experimentieren. So können übrigens über das Internet selbst junge Marken schnell bekannt werden, das finde ich so spannend am Netz.

*Ist das im traditionellen Einzelhandel anders?*

Ja. Marken müssen warten, bis die Einkäufer von Kaufhäusern oder Boutiquen es mit ihnen versuchen. Dann heißt es warten, bis die Ware da ist. Und wenn es gut läuft, verlangen die Einkäufer mehr. Bis man richtig präsent ist, kann es Jahre dauern. Jetzt geht man zur Schau und kann eine halbe Stunde später über Social Media sehen, ob darüber gesprochen wird. Ein gutes Beispiel dafür ist die Sportswear von heute, die jung ist, ohne dass man jung sein muss, um sie zu tragen, Labels wie Public School. Plötzlich geht es nicht mehr nur um einen Look, sondern um die Form, wie man wahrgenommen werden möchte.

*Das heißt, die Männer schauen sich nun auch in Ihrem Online-Store um, ohne konkret nach Produkten zu suchen?*

Es kommt auf die Interaktion an. 55 bis 60 Prozent kommen per Smartphone auf unsere Seite, besonders zwischen 13 und 14 Uhr sowie zwischen 19 und 21 Uhr, als direkte Reaktion auf verfügbare Produkte. 30 Prozent unseres Umsatzes erzielen wir durch Produkte, die erst seit kurzem zu kaufen sind, sie heißen bei uns „Just In“.

*Und welche Marken funktionieren da besonders gut? Saint Laurent! Besonders in den Vereinigten Staaten.*

*Wirklich, das passt den Amerikanern?*

Vielleicht nicht den Männern im Mittleren Westen. Aber von der Marke kaufen wir tatsächlich die Laufsteg-Teile. Die Amerikaner kaufen sehr nach Zahlen, vielleicht ist Saint Laurent dort deshalb nicht ausreichend erhältlich. Wir schauen nicht nur auf die Zahlen. Für uns funktioniert es auch in Deutschland sehr gut, so wie Balenciaga, Gucci, Bottega Veneta und Valentino.

*Und was für Stücke wollen die Herren gerade tragen? Designer-Sneaker, vermutlich wegen der Bequemlichkeit. Und aus Rucksäcken ist eine Erfolgsgeschichte geworden.*

*Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.*

FOTOS: BAWA; CREDIT: TITUS/NATLICHE; KUNSTSAMMLUNGEN DRESDEN (5); HERSTELLER

© CANTIERE MAGGIORE



# PRINZ & PARTNER

Carl Philip kennt man aus der Regenbogenpresse. Der schwedische Königssohn ist aber auch Designer. Mit Oscar Kylberg hat er Erfolgsprodukte entworfen.

Von Peter-Philipp Schmitt



„Banff“ (oben) und „Tylösand“: Carl Philip trägt selbst die Jacken, die er mit seinem Partner für A-One entworfen hat. Auch König und Königin halten der Marke seit 35 Jahren die Treue.

Es begann vor zwölf Jahren. Einen Tag vor Heiligabend sollte der 60. Geburtstag Ihrer Majestät, Silvia von Schweden, gefeiert werden. Schon am Vorabend wurde ihr zu Ehren in der Königlichen Oper in Stockholm Tschaikowskis „Nussknacker“ gegeben. Das musikalische Tanzereignis erschien als CD, an der auch der Sohn der Königin beteiligt war. Carl Philip, damals 24 Jahre alt, begann gerade seine Karriere als Soldat in der königlichen Marine. Dass er das Cover der CD für seine Mutter mitgestalten durfte, wäre wohl nur eine Randnotiz in der Boulevard-Presse geblieben, wenn er nicht zugleich Oscar Kylberg getroffen hätte, der seither sein Wegbegleiter ist. Heute sind die beiden ein Team und haben als Designer in ihrem Stockholmer Studio Bernadotte & Kylberg schon einige erfolgreiche Produkte entworfen.

Ihr neuestes Werk ist eine ganze Kollektion von Schalen und Vasen für den dänischen Hersteller Stelton. Bernadotte und Kylberg ließen sich bei ihrer Arbeit, wie so viele skandinavische Designer, von der Natur ihrer Heimat inspirieren. In „Stockholm Aquatic“ spiegeln sich die schwedischen Schären wider. Auf den eleganten Behältnissen, die aus Aluminium und Emaille bestehen, verschwimmen blaue Muster wie Tusche auf zu feuchtem Papier. „Wir beide wuchsen am Wasser auf“, sagt Carl Philip Bernadotte. „Wir lieben das Meer und Wassersportarten.“ Da zudem Stockholm, wo sie leben und arbeiten, und Kopenhagen, wo Stelton seinen Unternehmensitz hat, am Meer liegen und Schweden und Dänemark zudem durch Wasser getrennt sind, sei Wasser für sie auch ein verbindendes Element. „Uns begeistert, dass das Meer nie gleich aussieht, es wandelt sich ständig.“ Genau das wollten die beiden ins Emaille ihrer Kollektion übertragen. So ist jedes Stück ein Unikat, denn jedes Stück wird von Hand gefertigt.

Bernadotte, geboren 1979, und Kylberg, Jahrgang 1972, haben Grafikdesign an der Forsbergs Skola in Stock-

holm studiert. Das auf den ersten Blick so ungleiche Paar hat überhaupt viel gemeinsam. Beide tragen einen großen Namen, beiden liegt das Kreative im Blut. Carl Philips Großonkel war ein bekannter schwedischer Designer: Auch Sigvard Bernadotte (1907 bis 2002), der wie Carl Philip eine Zeitlang auf Platz drei in der schwedischen Thronfolge stand, arbeitete mit einem anderen Designer zusammen, Acton Björn. Von Bernadotte & Björn, wie sie sich nannten, stammt unter anderem ein Haushaltsprodukt, das sich bis heute fast in jedem auch deutschen Haushalt findet: die Rührschüssel „Margrethe“ aus Melamin. Sigvard Bernadotte benannte das gute Stück, das in Deutschland vor allem von Dr. Oetker vermarktet wurde und sich besonders für elektrische Handrührgeräte eignet, nach seiner Nichte, der heutigen Königin von Dänemark, die zugleich Carl Philips Patentante ist.



Bernadotte & Kylberg: Auf den ersten Blick ein ungleiches Team. Doch Carl Philip, der schwedische Prinz, und Oscar Kylberg haben beide Design studiert – und beide haben kreative Vorfahren.

„Kaleido“: Für die Teppich- und Handtücherkollektion für das norwegische Unternehmen Åhléns nahmen die beiden Designer alte Fallschirme aus Seide mit auffallenden grafischen Mustern.



„Optica“: Sie zerschnitten die alten Fallschirme und setzten die Muster danach neu zusammen. So entstand auch dieses Design aus Frottee mit sich erweiternden Querstreifen in verschiedenen Farben.



„Signum“: Zum 40. Thronjubiläum von König Carl XVI. Gustaf im September 2013 schufen Bernadotte & Kylberg dieses Geschirr (Gustavsbergs Porzellanfabrik). Das festliche Dinner dazu kochte Erik Lallerstedt.



„Svenska Djur“: Die Porzellan-schalen für die Gustavsbergs Porzellanfabrik zeigen Tiere aus Schweden, die neugierig über den Tellertrand und auf den leckeren Inhalt schauen.



Oscar Kylberg wiederum ist der Nachfahre einer weit verzweigten Künstlerfamilie, deren bekanntestes Mitglied Kylbergs Urgroßvater ist, der Maler Carl Oscar Kylberg (1878 bis 1952). Eines seiner berühmtesten Gemälde nennt sich „Die Heimkehr“. Es hängt im Kunstmuseum in Göteborg und zeigt ein Segelschiff, das auf einem orangeroten Meer vor gelbem Himmel auf den Betrachter zufährt.

Auch in ihrer Arbeitsweise scheinen sich Bernadotte & Kylberg zu ähneln. „Wir fühlen uns wie eine Person mit vier Augen“, sagen die beiden. Sie nehmen sich viel Zeit für ihre Entwürfe, an „Stockholm Aquatic“ haben sie fast drei Jahre gearbeitet. Der kreative Prozess beginnt stets mit Zeichnungen, oft nähern sich ihre Ideen schon nach kurzer Zeit an. Dabei sitzen sie sich gegenüber, diskutieren und experimentieren. Zum Beispiel mit Tinte, Papier und Wasser. So entstand das Dekor ihrer Vasen und Schalen.



FOTOS: MORGAN NORMAN, HERSTELLER

„Stockholm Aquatic“: Zum Dekor für die Vasen und Schalen aus Aluminium und Emaille ließen sich Bernadotte & Kylberg durch das Meer und die Schären inspirieren.

Das Studio gründeten sie 2012. Ihre erste gemeinsame Arbeit war „Svenska Djur“ (Schwedische Tiere) für die Gustavsbergs Porzellanfabrik. Danach bekamen die beiden den Auftrag, Daunenjacken zu entwerfen. Ove Sundberg von der Firma A-One suchte vor zweieinhalb Jahren den Kontakt zu den Designern. Denn das Stockholmer Unternehmen, das seit 1977 zu einem der größten SportbekleidungsHersteller im hohen Norden wurde, verbindet eine besondere Geschichte mit dem Haus Bernadotte: Bei den Olympischen Spielen in Lake Placid trug die schwedische Mannschaft Jacken von A-One, und auch König und Königin erschienen 1980 erstmals in der knallgelben Daune. Bernadotte & Kylberg entwickelten nun aber Jacken und Mäntel, die nicht nur für die Skipiste, sondern auch für die Straße gedacht sind. „Urban elegance“ nennt Sundberg die Kollektion. Die Einzelteile heißen zum Beispiel „Monte Carlo“, „Calais“ und „Notting Hill“.

Doch der einstige Kronprinz von Schweden, der nach der Änderung des Thronfolgegesetzes 1980 für seine ältere Schwester Victoria als künftige Königin seinen Platz räumen musste, hat auch schon ohne Oscar Kylberg sein Designtalent bewiesen. Für Gense hat er „CPB 2091“ entworfen, ein Besteck aus reinem Silber. Die Messer, Gabeln und Löffel sowie der dazugehörige Trinkbecher, die seine Initialen tragen, sind als moderner Klassiker bereits Teil des Nationalmuseums Design im Kulturhuset Stadsteatern von Stockholm. Damit folgte Carl Philip 2009 einer Tradition, die sein Großonkel fast 80 Jahre zuvor begonnen hatte: Sigvard Bernadotte arbeitete seit 1930 als Silberdesigner für die dänische Firma Georg Jensen.

Doch all das wird schnell vergessen sein, wenn Carl Philip im Juni das einstige Model Sofia Hellqvist heiratet. Dann werden die Zeitungen wahrscheinlich wieder nur über den königlichen Playboy aus Schweden berichten, den einstmals begehrtesten Junggesellen Europas, den Prinzen, der schnelle Autos und schöne Frauen liebt. ◀



„CPB 2091“: Erstmals seit 30 Jahren ließ der schwedische Hersteller Gense (gegründet 1856) mit diesem Entwurf von Carl Philip Bernadotte wieder ein Besteck aus Silber herstellen. Gefertigt wird es von Hand von Silberschmiedern in Eskilstuna.



„Kaleido“: Neben Teppichen und Handtüchern bietet Åhléns auch Bettwäsche, Kissenbezüge und Decken wie diese an. Selbst am Webprozess waren die beiden Designer beteiligt.



Kurz vor dem Rückflug zur Erde: Alexander Gerst grüßt aus der Kuppel der Raumstation.

# „Durch das Visier sieht alles klarer aus“

Unser Mann im All: Alexander Gerst über die Männerwirtschaft auf der Raumstation, die Erfahrungen in der Schwerelosigkeit und seine vielen neuen Fans hier unten.



Alexander Gerst im Gespräch im Astronautenzentrum der Esa in Köln Fotos Frank Röth

*Herr Gerst, wie viel Fanpost bekommen Sie neuerdings?*  
Sehr viel. Das ist beeindruckend. Nach meiner Rückkehr auf die Erde waren es einige Wäschekörbe voll. Ich komme im Moment gar nicht dazu, das alles zu beantworten. Aber ich werde in den nächsten Monaten sicher Zeit dafür finden.

*Was steht drin?*

Alles Mögliche. Die Leute sind begeistert vom Blick aus dem Weltall auf die Erde. Viele schreiben, dass ihnen meine Fotos die Augen geöffnet haben, wie unser Planet von außen aussieht, wie zerbrechlich er ist. Das ist für mich ein Riesenkompiment, weil es heißt, dass eines meiner Ziele aufgegangen ist: diese Perspektive mit auf die Erde zurückzubringen.

*Waren auch Liebesbriefe dabei?*

Weiß ich nicht. Vielleicht wurden die aber auch rausgefiltert.

*Kennen Sie die Axe-Werbung mit dem Astronauten?*

Die habe ich gesehen, ja.

*Die Szene ist folgende: Bademeister mit Sixpack rettet eine Bikini-Schönheit vor einem Hai, sie liegt ihm schmachend in den Armen, aber dann kommt ein Astronaut im Raumanzug den Strand entlangelaufen. Die Schönheit vergisst den Bademeister und wirft sich dem Astronauten an den Hals. Kennen Sie solche Situationen?*

Bei mir ist das noch nicht passiert, aber vielleicht sollte ich demnächst nochmal zum Strand gehen, um das zu testen. Aber ich vermute leider, dass die Werbung da übertriebt.

*Bei Partys stehen Sie aber bestimmt öfter im Mittelpunkt, werden mit Fragen bombardiert.*

Das war vor meinem Flug schon so, der Beruf fasziniert die Leute einfach. Ich versuche aber immer, das ein bisschen in den Hintergrund zu stellen. Wenn ich neue Leute treffe, ist es am angenehmsten, wenn die es nicht wissen, weil man dann noch normale, erfrischende Unterhaltungen führen kann.

*Das ist jetzt, da viele Ihr Gesicht kennen, wahrscheinlich nicht mehr so leicht. Werden Sie auf der Straße erkannt? Ja, oft.*

*Müssen Sie Autogramme schreiben?*

Ja.

*Wie fühlt sich das an?*

Ungewohnt. Dass ich am Tag der Raumfahrt mal Autogramme schreibe oder Fanpost beantworte, das kannte ich vorher schon. Aber dass ich Leuten auf der Straße begegne, die plötzlich ein Autogramm wollen, ist schon seltsam. Ich mache das aber, wenn ich die Zeit habe, weil das für die Leute eine wichtige Sache ist, sonst würden sie nicht fragen. Manchmal geht's aber nicht, wenn ich gerade in den Zug einsteige oder so. Das bricht mir dann das Herz, vor allem wenn es um Kinder geht.

*Müssen Sie aufpassen, was das mit Ihnen macht? Nicht, dass das Ego platzt.*

Ich schaue sehr darauf, weil mir klar ist, dass die Gefahr besteht. Aber sie ist nicht so groß, wie ich das zunächst befürchtet hatte. So wie ich die Sache sehe, ist diese Faszination nicht auf mich als Person gerichtet, sondern es geht um die Faszination für den Weltraum.

*Aber wäre es nicht schade, wenn Sie von heute auf morgen kein Astronaut mehr wären, sondern einfach wieder Geophysiker?*

Natürlich wäre es das, aber nicht aus diesem Grund. Den Ruhm habe ich mir nie gewünscht.

*Sondern?*

Dieses Abenteuer, dieses Rausgehen, die Umgebung erforschen, dorthin zu gehen, wo selten zuvor ein Mensch gewesen ist, Entdecker zu sein. Das ist es, was viele von uns antreibt. Auch die Chance, mit wenigen Handgriffen viel zu tun für die Wissenschaft.

*Das stelle ich mir nicht als das Allerspannendste vor ...*

Jedes Mal, wenn ich da oben ein Experiment durchgeführt habe, war ich quasi der verlängerte Arm von

Hundertern von Wissenschaftlern. Das fühlt sich toll an: zu wissen, wenn ich jetzt das mache, helfe ich Menschen auf dem Boden, jene Krankheit besser zu verstehen. Und die Verantwortung ist enorm, weil man viel kaputt machen kann. Wenn man irgendwo unbedacht ein falsches Kabel einsteckt, kann man im schlimmsten Fall die Forschungsarbeit vieler Leute aus vielen Jahren zerstören. Solche großen Fehler sind mir zum Glück nicht passiert, aber im kleinen Maßstab macht jeder ab und zu Fehler, weil es viel Konzentration und Energie kostet, immer alles zu 100 Prozent gewissenhaft zu machen. Oft hat man nur eine halbe Stunde Zeit, um die Anleitung zu lesen, sich reinzudenken und das Experiment durchzuführen.

*Sie wurden vorher lange und intensiv ausgebildet. Viele Handgriffe haben Sie zigfach geübt, die Station haben Sie bis ins letzte Detail kennengelernt. Konnte Sie irgendwas tatsächlich noch überraschen?*

Die Amerikaner sagen sinngemäß, der erste Monat auf der Raumstation ist, wie aus dem Feuerwehrschauch zu trinken. Das tägliche Leben an Bord, das kann man nicht lernen, man wird ins kalte Wasser geworfen: Wie ich Wasserbeutel fülle, zur Toilette gehe, am besten und elegantesten schwebte, gut schlafte, wo und wie ich eine Mail schreibe – all das muss man in den ersten Tagen lernen, und das haut einen wirklich um. Da sitzt man da wie ein kleines Kind, das in einen riesigen Spielzeugladen kommt und überfordert ist.

*Hilft da das, was Sie Ihren MacGyver-Modus nennen? Nach dem Fernsehhelder der achtziger Jahre, der aus Bambus, Mülltüten, Klebeband und dem Motor eines Betonmischers ein Ultraleichtflugzeug bastelt?*

Ständig. Zum Beispiel war mein Schlafsack zu kurz, das Standardmodell ist für meine Körpergröße einfach nicht ausgelegt. Erst habe ich mich reingezwingt, aber dann habe ich irgendwo ein Näh-Kit identifiziert und ihn umgenäht. Auch Versuche mussten modifiziert werden, zum Beispiel der elektromagnetische Levitator, ein High-Tech-Ofen, der jetzt fünf Jahre auf der Raumstation Legierungen erforschen wird, die wichtig sind für neue Technolo-

gien auf der Erde. Das Experiment drohte zu scheitern, weil beim Aufbau ein Sicherungsbolzen klemmte. Da brauchten wir eine kreative Lösung. Ich habe ihn dann abgesägt und die Späne mit Rasierschaum aufgefangen.

*Ein Moment, in dem man sich so richtig männlich fühlen kann?*

Ich habe gemerkt, dass ich mit meiner Intuition und meiner Erfahrung, ich habe früher ja viel in der Metallbaufirma meiner Eltern mitgearbeitet, mehr leisten kann, als die Esa von mir verlangt. Das hat mir geholfen, ein Experiment zu retten. Das ist ein tolles Gefühl und vielleicht auch gut fürs Ego, aber letztlich ist es aus ganz praktischen Gründen hervorragend, weil das Experiment stattfinden kann. Und in zehn Jahren haben wir vielleicht neue Auto-Motoren aus Titanium-Aluminium-Legierungen, die Treibstoff sparen. Es war einer der besten Momente da oben, den Schalter einzuschalten und Strom auf dieses Gerät zu geben.

*Was waren denn die weniger schönen Momente? Das Essen stelle ich mir nicht so super vor.*

Essen ist ein großes Thema, am Anfang findet man das noch toll und probiert alle Gerichte durch, die es gibt. Aber irgendwann ist man durch, und man merkt: Hoppla, so aufregend ist das gar nicht. Es gibt immer einen Behälter, der für sieben Tage reichen muss. Am Anfang, wenn es noch die Auswahl gibt, ist das toll. Aber am sechsten Tag macht man den Behälter auf, und es gibt nur noch gedünstete Süßkartoffeln, die keiner isst. Oder Reis mit einer Klebrigkeit von Pattex. Aber das trifft alle, und das macht die Situation dann irgendwie wieder lustig.

*Nervt auch die Schwerelosigkeit manchmal?*

Ja, schon. Man verliert ständig Sachen, man muss auf alles aufpassen. Man kann nicht einfach irgendwo seinen Becher abstellen. Man braucht ein mentales Modell von allen Dingen, die man dabei hat. Wenn man seine Wasserflasche unbedacht an irgendeine Wand klebt, kann man sie inmitten all der Kabel und Geräte leicht vergessen und findet sie ein paar Wochen später zufällig

beim Aufräumen. Und manchmal lösen sich Dinge auch vom Klettverschluss. Jeder von uns hat Stunden damit verbracht, Werkzeuge zu suchen.

*Wie sieht es mit Schlafen aus?*

Auch nicht so einfach. Man kann sich nicht richtig schön strecken, was Sehnen und Muskeln aber manchmal brauchen. Ich habe deshalb Bänder und Seile aufgespannt, um meine Arme und Beine nachts zu strecken. Aber das ist natürlich mühsam. Vermisst habe ich auch, mich nach einem harten Tag ins Bett plumpsen zu lassen.

*Wie gewöhnt man sich an das ständige Schweben?*

Das ist erstaunlich, das geht relativ schnell, es wird normal, das Gehirn nimmt es als Standard an. Die ersten Tage sind schon seltsam, sogar bei erfahrenen Astronauten. Man ist völlig handfixiert, hält sich nur mit den Händen an den Haltegriffen fest und knallt voll in die nächste Wand, wenn man mal einen Griff verpasst. Nach ein oder zwei Wochen fängt man an, die Beine mehr zu benutzen. Meine Füße haben die Griffe nach einer Weile ganz von alleine gefunden. Und irgendwann macht man Drehungen, von denen man gar nicht weiß, dass man sie kann, und die Kollegen schauen staunend und sagen: „Yeah, nice move!“

*Wenn man sich an die neuen Eindrücke gewöhnt hat: Gibt es dann auf der Raumstation so etwas wie Alltag?*

Letztlich haben wir einen roten Faden, der uns durch den Tag führt. In unserem Plan steht detailliert: Wir haben 20 Minuten für eine komplexe Aufgabe, dann kommt die nächste, dann die nächste. Zwischendurch ist man zusammen, am Abend hat man noch mal eine Stunde, in der man gemeinsam ist, sich unterhält, Nachrichten schaut. Dann ist schon halb neun oder neun, und man hat noch eine Stunde Zeit, mal aus dem Fenster zu schauen oder bei seiner Familie anzurufen. Das haben die meisten von uns täglich gemacht. Um zehn ist Bettzeit.

*Sechs Mann auf engem Raum im All: Ist das schwierig?*

Es ist tatsächlich nie ein böses Wort gefallen, wir haben uns nie angepöppelt. Ich wusste vorher nicht, wie es sein

würde, aber es war ein sehr angenehmes Klima an Bord. Es war sehr sozial, wie in einer WG mit guten Freunden.

*Nur ohne Bier.*

Richtig, das ist nicht möglich wegen der Kohlendioxid. Es würde sich eine Schaumblase bilden. Aber man will auch gar nicht betrunken sein da oben, auf einer Raumstation kann immer irgendwas schief gehen. Spaßig ist es dennoch, es ist keine Stunde vergangen, in der wir nicht herzlich miteinander gelacht hätten.

*Haben Sie von der Erfahrung profitiert, in Studienzeiten in verschiedenen Wohngemeinschaften gelebt zu haben?*

Das war sehr hilfreich. Man lernt in so einer WG im Idealfall tolerant zu sein, aber auch, aufeinander Rücksicht zu nehmen. Ich habe da aber gute und schlechte Beispiele gesehen.

*War das abhängig vom Geschlecht der Mitbewohner?*

Ich habe in Männer-WGs gewohnt, aber auch als einziger Mann mit vier Frauen zusammen. Ich habe da eigentlich keinen Unterschied bemerkt. Die extremen Typen, die man kennenlernen, gibt es auf beiden Seiten. Die Klischee-Männer-WG, in der immer der Klodeckel offensteht, habe ich relativ selten gesehen.

*Die Raumstation war am Anfang Ihrer Zeit eine reine Männer-WG, später kam Jelena Serowa als einzige Frau dazu. Hat sich dadurch etwas verändert?*

Überhaupt nicht. Rumliegende Klamotten und so etwas konnten wir uns sowieso nicht leisten. Wir hätten nichts mehr gefunden.

*Man muss da oben nicht nur mit den anderen klarkommen, sondern auch mit sich selbst. Gab es Momente, in denen es schwierig war? Heimweh?*

Nie klassisches Heimweh, dass man traurig da sitzt und nach Hause will. Manchmal habe ich alltägliche Dinge vermisst, einen Salat zu essen oder durch den Wald zu spazieren. Und wenn die Freunde ein Foto von der Grillparty nach oben schicken, ist das natürlich schön, aber manchmal auch traurig. Genauso wie der Jungesellen-



Jede Bewegung ein Risiko. Aber der deutsche Astronaut hat auch seinen Außenbordeinsatz gut bewältigt.

abschied oder die dritte Hochzeit, die man verpasst. Das kommt nie wieder.

*Was hat Sie in solchen Momenten aufgebaut?*

Das Wissen, dass ich da bin, wo ich bin. Dass im Moment sieben Milliarden Menschen auf diesem kleinen blauen Planeten unter mir leben und nur sechs davon hier oben sind. Das ist eine einmalige Gelegenheit. Da war ich mir schuldig, das Beste rauszuholen. Und wenn ich es kurz vergessen habe, brauchte ich nur aus dem Fenster zu schauen, um zu wissen: Wow, es ist unglaublich großartig, hier zu sein.

*Wie die ganze Welt sehen konnte – Sie haben ja genug Bilder über Twitter und Facebook geteilt.*

Ich habe mir am Wochenende öfter bewusst Zeit genommen und mir gesagt: Du gehst jetzt in die Kuppel, machst Musik an, bleibst da eine Stunde – und egal was passiert: Du machst keine Bilder. Der letzte Vorsatz hat leider nur ein einziges Mal funktioniert. Weil ich mir immer dachte: Boah, der Grand Canyon in diesem Licht, das ist zu schön, das muss ich fotografieren. Und dann habe ich doch wieder 400 Bilder gemacht. Aber eine Woche vor meinem Rückflug habe ich es dann durchgezogen.

*Was war der Soundtrack dazu? Opern-Arien?*

Wagner habe ich mal gehört, aber meistens elektronische Musik. So wie bei „Space Night“, das früher im Nachtprogramm lief. Das habe ich immer geschaut, wenn ich nachts heim kam und nicht schlafen konnte. Manchmal musste ich über mich lachen: Wie ich da in dieser Kuppel sitze, „Space-Night“-Musik höre und unter mir die Erde vorbeizieht – so unwirklich. Da hat nur noch gefehlt, dass eine Schrift eingeblendet wird und ich lesen kann, was ich gerade sehe.

*Wann war der Blick besonders schön?*

Die Aurora zu sehen ist wunderschön. Manchmal flackern grüne Wellen von einem Horizont zum anderen. Das waren Momente, in denen wir über Bordsprechanlage gerufen haben, dass alle in die Kuppel kommen müssen, weil es so unglaublich ist. Wüsten sind auch wahnsinnig schön, so bunt und vielfältig. Die Anden waren toll, Neuseeland. Europa bei Nacht, unglaublich, ein Lichtermeer. Wenn man im Sommer nachts um zehn oder elf über Italien fliegt, sieht man entlang der ganzen Küste Feuerwerke für die Touristen. Es hat eine Weile gedauert, bis ich verstanden habe, dass diese kleinen grünen, roten, blauen Lichter Feuerwerke sind.

*Aber Sie fanden nicht immer schön, was Sie gesehen haben. Berühmt wurde Ihr, wie Sie sagen, „traurigstes Bild“, das vom Gaza-Streifen, auf dem man etwas sieht, das Raketenangriffe sein könnten.*

Wenn man von oben sieht, wie sich die Menschheit bekämpft, ist das traurig. Auch wenn man sich die Atmo-

sphäre genauer anschaut. Die ist hauchdünn, es sieht aus, als könnte man sie wegpusten. Und wir blasen da Dreck und Abgase rein. Das ist grotesk, wenn man das von außen sieht. Die Zerbrechlichkeit der Welt wird einem schmerzlich bewusst. Die Erde ist, soweit wir wissen, der einzige Ort, an dem wir leben können, und wir behandeln ihn, als ob es kein Morgen gäbe. Das ist so, wie wenn man in einem Boot mitten auf dem Ozean sitzt, nur ein paar Ressourcen dabei hat, und anfängt, Dinge über Bord zu werfen und Löcher ins Boot zu machen.

*Was wird die Rettung sein? Die Einsicht des Menschen, dass es so nicht weitergehen kann, oder die Raumfahrt, die uns neue Lebenswelten erschließt?*

Die Errungenschaften der Raumfahrt sind groß, aber das sollten wir nicht als Ausrede dafür nehmen, dass wir uns nicht um unsere Erde kümmern. Im Gegenteil: Die Perspektive der Raumfahrt kann helfen, dass wir uns besser um unsere Erde kümmern. Wenn wir uns der Situation bewusst sind, werden politische Entscheidungen anders getroffen. Ich denke, wenn man alle Teilnehmer eines Klimagipfels mal in die Raumstation fliegen lassen würde, und die von oben sehen könnten, wie viel Amazonas-Regenwald schon weg ist, würden die sich anders zusammenraufen.

*Sie durften sich das alles nicht nur aus der Kuppel der Raumstation heraus ansehen, sondern schwebten bei Ihrem Weltraumpaziergang eine Weile mitten im All.*

Das ist nochmal ein anderes Gefühl, durch das Visier sieht alles nochmal viel klarer aus, viel intensiver. Und



Im Esa-Dress: PR-Termine pflastern nun seinen irdischen Weg.

## „Durch das Visier sieht alles klarer aus“

man ist sich bewusst, dass man direkt da draußen ist: Alles, was zwischen mir und dem Erdboden ist, ist eine hauchdünne Atmosphäre. Und zwei Millimeter Plexiglas.

*Fühlt man sich da besonders klein oder besonders groß?*

In diesem Moment habe ich mir keine Gedanken über mich selbst gemacht, ich war einfach fasziniert. Außerdem hatte ich viel zu tun, musste die ganze Zeit kommunizieren, die richtigen Entscheidungen treffen, den Anzug überwachen, den Druck und so weiter, da bleibt nicht viel Zeit für Romantik. Aber ein oder zwei Minuten konnte ich mal runterschauen, da sind wir gerade über Patagonien gezogen, und ich habe den Ort gesehen, wo ich vor 15 Jahren wandern war.

*Hatten Sie Angst?*

Ich fühlte mich sehr entspannt, es war überhaupt nicht bedrohlich, was wahrscheinlich auch am langen Training lag.

*Kommen Sie nach dem ganzen Trubel, nach mehr als zwei Jahren Pendelei zwischen Houston, Köln und Moskau und einem halben Jahr im All, endlich dazu, wieder mal durchzuschmaufen?*

Nicht sehr viel. Im Moment haben wir noch viele wissenschaftliche Sachen zu erledigen. Vergleichsdaten sammeln, um die Ergebnisse des Flugs einordnen zu können, viel PR-Arbeit, Nachbesprechungen für alle wissenschaftlichen Experimente – das ist das, was meinen Tag gerade komplett füllt.

*Kann sein, dass Sie den Höhepunkt Ihres Lebens jetzt schon hinter sich haben. Angst, in ein Loch zu fallen?*

Ach, das Leben muss keine stetig steigende Kurve von Grandiosität sein. Man macht einfach mal Dinge in dieser Form und dann in jener Form. Das war auch schon früher so. Als ich von meiner Forschungsreise in die Antarktis zurückkam, dachte ich auch erst: Schade, das war jetzt wahrscheinlich das letzte Mal, dass ich so etwas Wunderschönes sehen konnte. Und dann durfte ich ins All fliegen.

*Sie könnten jetzt das machen, was ein Mann in Ihrer württembergischen Heimat Künzelsau gewöhnlich tun muss: Haus bauen, Baum pflanzen, Familie gründen.*

Einen Baum habe ich dieses Jahr schon gepflanzt, das ist abgehakt. Beim Rest schauen wir mal. Ich lasse das auf mich zukommen und habe da keine Bedenken. Wenn sich noch mal ein Flug ergibt, sei es zum Mond oder zum Mars, stehe ich mit Begeisterung zur Verfügung. Aber auch sonst bin ich mir sicher, das Leben hat noch Interessantes parat, wofür ich nicht in den Weltraum fliegen muss.

Die Fragen stellte Andreas Nefzger.

KETTUM/SYLT\_C.-P.-HANSEN-ALLEE 1 MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 27  
SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH +49 (0)89 35892738



40223 MEMBRANA 3L TC  
BOMBER JACKET IN THREE-LAYER LIGHTWEIGHT PERFORMANCE FABRIC MADE OF AN OPAQUE NYLON OUTER FACE LAMINATED TO A BREATHABLE, WATER RESISTANT MEMBRANE, PROTECTED BY AN IMPERCEPTIBLE POLYESTER BASE. STONE ISLAND'S GARMENT DYEING EXPERTISE GIVES AN OUTSTANDING COLOUR TO THE OUTER FACE WHILE PRESERVING THE PERFORMANCE FEATURES OF THE INNER MEMBRANE. THE ADDITION OF A SPECIAL AGENT TO THE DYE FORMULA MAKES THE PIECE ANTI-DROP. RAISED COLLAR WITH CONCEALED HOOD. POCKETS WITH DIAGONAL ZIP FASTENING. RIBBED CUFFS AND BOTTOM BAND. ZIP FASTENING.

**STONE ISLAND**  
WWW.STONEISLAND.COM

FOTOS FRANK ROTH, DPA, PICASA



Sandfarbene Jacke mit zwei Knöpfen und schmal geschnittene Stretchhose von Calvin Klein; besticktes Hemd in Salbeigrün von Bottega Veneta



# SCHAUSPIEL

Er zieht sich immer gerne neue Rollen an: Lars Eiderling probiert im Winter die Mode für den Sommer aus.

*Fotos Markus Jans,  
Styling Winnie Placzko*

Zweiknopfjacke aus marineblauer Wollserge mit feinen Tennisstreifen und schwefelgelben Applikationen am Kragen von Dior Homme; ärmelloses Hemd mit kleinem gestickten «R» auf der Brust von Raf Simons.



Langer Seidenmantel in Schwarz mit beigefarbenen Nadelstreifen von Dries van Noten.



# SCHAUSPIEL



Mantel mit botanischem Muster von Givenchy; sandfarbenes Seidenhemd von Bottega Veneta; kieselgraue Hose aus Wolle und Seide mit hohem Bund, scharfer Bügelfalte, abnehmbaren Hosenträgern von Ermenegildo Zegna; schwarze Seidensocken von Falke; rahmengenähte Derbyschuhe in schwarzem Scotch-Grain-Leder mit Salzburger Leisten von Ludwig Reiter.



Himmelblaues Jackett mit doppelter Knopfreihe und breitem Spitzrevers, Hose aus Schurwolle und Seide, beides von Dolce & Gabbana; dunkelblaues Seidenhemd von Iceberg; schwarze Adiletten mit strukturierter Oberfläche von Adidas by Raf Simons.



SCHAUSPIEL



Schwarzes Jackett mit Reversstreifen aus leicht strukturierter Baumwolle von Haltbar; schwarzes Kurzarmhemd mit floralem Motiv sowie Perlen am Kragen, T-Shirt mit Blumenstickerei am Rundhalsausschnitt, beides von Givenchy.



Grauer Gehrock und Jackett von Marni; Nadelstreifenhemd in Blassrosa mit verdeckter Knopfleiste von Stephan Schneider; Bundfaltenhose in Eisengrau von Giorgio Armani.

# SCHAUSPIEL

Schwarzer Anzug aus leichtem Tuch von Brioni; schwarzes Hemd mit Lederapplikationen von Givenchy; schwarze Seidensocken von Falke; schwarze Derbyschuhe von Ludwig Reiter.





Lange Zweiknopfjacke in dunkelgrauer Wolle mit handgenähten Druckknöpfen, tailliertes Hemd in gebrochenem Weiß mit umgekehrten Knöpfen am Kragen, schwarzer Seidenschal, Faltenhose in dunkelgrauer Wolle, alles von Lanvin; schwarze Seidensocken von Falke; schwarze Derbyschuhe von Ludwig Reiter.



Styling-Assistenz: Julia Heffer, Sina Linke  
 Fotografiert im Februar 2015 in Berlin

# SCHAUSPIEL



Zeitloses Design verliert seine Schönheit nie.  
 Das Natal Alu Sofa bietet Komfort im Freien in seiner reinsten Form.  
 Gestell und Kissen sind typisch Tribù: ein subtiles Match aus nachhaltigem  
 Luxus und zeitlosem Charme, der neue Trends und Platzregen bestens übersteht.  
 Dieses Designsofa in Erdbraun, Weiß oder Wengé beinhaltet dreizehn einzelne Elemente  
 in seinem Programm und lässt sich daher ganz nach eigenem Geschmack gestalten.



In Lagen: Givenchy



Mit Mustern: Saint Laurent



Ohne Form: Paul Smith

# Men at work

Paris während der Herrenmodeweche für Herbst und Winter 2015: Was für eine Show! Hier bei Givenchy erlebt man Mode als unbändigen Urtrieb. Das Bedürfnis, sich zu schmücken. Der Drang, sich darzustellen. Jeder Mensch trägt ihn in sich – der archaische Jäger, der sich die Zähne seiner Beute um den Hals hängt, die Couture-Sammlerin, die ihre Kreditkarte überzieht. Das Wilde und das Kultivierte, das Rohe und das Raffinierte – Riccardo Tisci zeigt uns das alles gleichzeitig, nebeneinander, übereinander. Mehr Layering geht nicht. Das fängt an mit einer Schicht Pailletten auf dem Laufsteg und endet mit einer Kruste aus Muscheln und Glasperlen im Gesicht des Models. Und dazwischen stapeln sich so viele Lagen Kleidung, Materialien, Farben, Muster, Schmuck und Anspielungen, dass man sich gar nicht traut zu blinzeln vor Angst, etwas zu verpassen.

In den vierziger und fünfziger Jahren übermittelten die Modekorrespondenten in Paris nur einzelne Buchstaben: X-, A-, H-Linie... Zu meiner eigenen Überraschung komme ich mit einer fast genauso einfachen Botschaft von den Möchtegern-Rockstars in allen Preislagen unsere Fußgängerzonen und Shopping-Malls: Nieten- und Tattoo-geschmückt, in engen schwarzen Röhrenhosen und engen schwarzen Lederjacken.

van Noten), Bleistiftrock über schmaler Hose (Givenchy) oder Schürze über schmaler Hose (Boris Bidjan Saberi).

Wenn meine Freundin mich ärgern will, sagt sie, das Wort „Männermode“ sei ein Widerspruch in sich, so wie „runde Ecke“. Mag sein, dass sich das Modekarussell bei den Männern langsamer dreht als bei den Frauen. Manchmal scheint es fast zu stocken. Aber dann macht es plötzlich einen mächtigen Ruck. Ein solcher Moment ist jetzt.

Ja, die Männermode befand sich in einer Schaffenskrisis. Seit Hedi Slimane 2001 mit seiner Debüt Kollektion für Dior Homme sogar seine sonst eher missgünstigen Kollegen Yves Saint Laurent und Karl Lagerfeld hinterlassen hatte (den einen zu Applaus, den anderen zu einer Diät), gab es keinen großen Wurf mehr. Seine radikale Silhouette, an der alles eng und schmal war, von der Hose bis zur Krawatte, war so stimmig und plausibel, dass sie mehr als ein Jahrzehnt lang die Männermode beherrschte.

Hedi Slimane ist mehr als ein Modedesigner, er ist ein totalitärer „creative director“. Auch im Hause Saint Laurent hat er schnell mit der Vakuumpumpe alles auf Linie gebracht – von der Kollektion über den Ladenbau und die Kampagnen (die er zum Teil selbst fotografiert) bis zu den Körpern der Models. Auf seine Linie. Ja, Slimane ist jemand, der für das männliche Geschlecht eine klare Vision hat. Aber eben nur eine. Seit Jahren zeigt er uns in genialen Modenschauen, Bildbänden und Ausstellungen Variationen derselben engen Silhouette und desselben Themas: Kids, Drugs and Rock & Roll. So auch diesmal: Jungs. In der Phase der Adoleszenz, in der das Muskelwachstum weit hinter dem Knochenwachstum zurück bleibt. Spielen in Rock-Bands. Und nehmen Drogen. Vermutlich, um die Schmerzen zu ertragen, die ihre unfassbar engen Hosen ihnen bereiten.

Eng mit der Silhouette verbunden, gab es auch nur noch ein einziges modisches Vorbild: den Rockstar. Also kauften sich etablierte Modehäuser wie Yves Saint Laurent und Kenneth Cole für ihre Männer-Kampagnen nicht mehr Fußballspieler oder Schauspieler, sondern Indie-Rocker wie Marilyn Manson und Velvet Revolver. Inzwi-

sehen prägen Möchtegern-Rockstars in allen Preislagen unsere Fußgängerzonen und Shopping-Malls: Nieten- und Tattoo-geschmückt, in engen schwarzen Röhrenhosen und engen schwarzen Lederjacken.

Ein sicheres Zeichen dafür, dass der Undersize-Look langsam vorbei ist und es höchste Zeit wird für ein paar frische Oversize-Looks. Und so versuchen sich die Designer in Weite und Breite. Aber bisher hat das einfach niemand gekauft. Vielleicht kam es zu früh. Vielleicht stimmten aber auch einfach die Proportionen noch nicht. Denn nicht nur die Konsumenten müssen sich an die neue Silhouette erst einmal gewöhnen. Auch die Designer taten sich schwer mit dem neuen Volumen. Im ersten Anlauf waren oft die Stoffe zu steif für die weiten Schnitte; die Hosen saßen zu tief auf der Hüfte und trugen auf; die Oberteile gerieten zu kurz und kastig. Auch diesmal noch sehen zum Beispiel die Blazermäntel bei Paul Smith einfach nur zu groß aus. Und auch bei Louis Vuitton laufen immer noch kastige Oberteile aus pappigen Stoffen auf dünnen, kurzen Beinen über den Laufsteg. „Who wants to fuck sponge bob?“, murmelt die Dame neben mir am Ende der Show. Eine neue Silhouette ist eben schwierig. Ein Retro-Look, ein Comeback der

Sechziger, Siebziger, Achtziger, Neunziger, das ist einfach. Aber etwas wirklich Neues, das braucht Zeit.

Alber Elbaz und Lucas Ossendrijver machen für Lanvin Homme kein Geheimnis daraus, dass sie diese Saison auch nicht so recht wussten, wie sie sich an das Neue herantasten sollten. Deshalb gibt es zur Sicherheit von allem etwas. Ein paar Sechziger-, ein paar Siebziger- und ein paar Achtziger-Jahre-Outfits. Aber Letztere haben es in sich. Denn sie erinnern uns daran, dass es in der Männermode schon einmal tolle weite Schnitte gab. Und sie erinnern uns daran, dass die achtziger Jahre eben nicht nur ein einziger greller Video-Clip waren. Sie waren auch das Jahrzehnt, in dem italienische Modemacher wie Giorgio Armani und Nino Cerruti die Männermode revolutionierten, indem sie mit fließenden Stoffen und lässigen Schnitten den klassischen, steifen Männeranzug von seinem Rosshaar-Korsett befreiten. Alber Elbaz, mit seinen Lanvin-Frauenkollektionen ein Meister der fließenden Silhouette, lässt das jetzt wieder aufleben. Und beschert uns so mit seinem Eighties-Revival die modernsten und gleichzeitig schönsten und tragbarsten Anzüge der Saison. Auch Dries van Noten ist ein Meister darin, aus der Vergangen-

Die Mode für Männer bewegt sich langsamer als die Damenmode. Aber dieses Mal tut sich was in Paris. Eine kleine Revolution, ganz groß.

Von Carl Tillessen



GRAF VON FABER-CASTELL



Platinierter Bleistiftverlängerer mit eingebautem Spitzer und Radierer.

Handmade in Germany.



radier

schreibt

spitzt



Im Rechteck: Louis Vuitton



Mit Größe: Juun.J

# Men at work

heit Inspirationen für die Gegenwart zu schöpfen. Er trifft das Hier und Jetzt wie kaum ein anderer. Er schöpft aus dem Vollen, aus Kunstgeschichte, Völkerkunde, Kostümkunde. Seine Ideen kommen oft von entlegenen Orten oder aus längst vergangenen Zeiten. Dass seine exotischen Einfälle trotzdem tragbar sind, liegt an ihrer Verwirklichung. Dries van Noten kann alles: weit und eng, Männer und Frauen, schlicht und opulent, lässig drapiert und präzise konstruiert, nostalgisch und innovativ. Und er beherrscht das Produkt wie seine Inszenierung: Das Licht im Zuschauerraum wird gedimmt, und es wird so still, dass man ein Schallplattenknistern hört. Zu den ersten Takten eines alten Liebeslieds öffnet sich ein Tor, und dann läuft alles über den Laufsteg, was an Männerkleidung einmal schön und prächtig war, und was wir den Frauen überlassen haben: phantastische Seide der Krawatten und Halstücher, leuchtende Farben und goldene Posamenten der Husarenuniformen, exotisch bedruckte wattierte Hausjacken und -mäntel. Selbst der elfenbeinfarbene Smoking, den Marlene uns gestohlen hat. Dries stiehlt ihn für uns zurück. Und spätestens wenn das zarte Liebeslied seinen Refrain erreicht, schmilzt die ganze Coolness der Mode dahin.



In Perfektion: Dries van Noten

Vor allem die tollen Mäntel bleiben in Erinnerung: Eigentlich sind das schon gar keine Mäntel mehr, sondern Gewänder. Schluss mit diesen kleinen schwarzen Gehrocken mit den nervösen Schultern, neidischen Krägen und geizigen Revers! Warum nur haben wir jahrzehntelang so viel Geld für so wenig Stoff ausgegeben? Das ist jetzt vorbei. Die neuen Mäntel erinnern uns daran, dass Luxus Überfluss ist, viel von allem, viel Stoff. Schön großspurig und theatralisch, mit lässigen Schultern und großzügigen Krägen, den breiten Übertritt zweireihig geknöpft, wehend und wadenlang. Wie bitte? Mit solchen Mänteln kann man nicht Fahrrad fahren? Stimmt. Tauchen auch nicht. Und es kommt sogar noch schlimmer: Diese Mäntel passen nicht zu allem. Sie bieten nicht die traditionellen Mantelfarben: sicher-schwarz, tanngrau, senioren-beige. Im Gegenteil: Sie sind prächtig geschmückt (Dries van Noten) und gemustert (Louis Vuitton), bestickt (Givenchy) und beschriftet (Raf Simons), zeigen Materialmix (Valentino) und Patchwork (Paul Smith) und sind außerdem noch farbenfroh gefüttert (Dries van Noten). Sie ordnen sich nicht unter, sondern haben zu allem eine eigene Meinung. Sie sind *statement coats*.



Ohne Hemmungen: Rick Owens

Fast genauso prächtig wie die neuen Mäntel sind die neuen Hosen: Was für lässige und männliche Beinkleider! Sie werden über dem Hüftknochen zu großzügigen Bundfalten gerafft. Von dort fallen üppige Stoffmengen so gerade wie eine Karatehose (Juun.J) und so schwer wie ein Theatervorhang (Balmain) bis auf den Boden, wo sie die Schuhe fast vollständig unter sich begraben. Ja, Sie haben richtig gehört: Um die Fallhöhe zu maximieren, müssen diese Hosen oberhalb des Hüftknochens oder sogar in der Taille (Damir Doma) getragen werden. Dafür muss man schlank sein? Täusche ich mich, oder haben Sie dasselbe gesagt, als der Hosenbund in den neunziger Jahren nach unten gewandert ist?

Baggy Pants? „Wer hat's erfunden?“, scheint Olivier Rousteing uns zu fragen. Bereits für die aktuelle Balmain-Sommerkampagne engagierte er den Rapper Kanye West als Testimonial. Und jetzt, für den nächsten Winter, legt er nach: Mit seiner Luxus-Skater-Kollektion beweist Rousteing, dass Hip-Hop-Kultur nicht nur für Streetwear inspirierend ist. Endlich Rap statt Rock! High-Fashion und Hip-Hop, das ist wie Kim und Kanye – das neue Traumpaar der Mode.

Die elitären Pariser Modehäuser lieben die Streetwear, das zeigen auch all die Bomberjacken. Es gibt sie für den kommenden Winter in allen Kollektionen – von A wie Acne bis Y wie Y3 – und in allen Variationen, mit winzigem Strick-Lünettenkragen oder mit riesiger shearlinggefütterter und fuchsbesetzter Kapuze; Bomberjacken zum Mantel verlängert (Kenzo) oder zum Sakko tailliert (Juun.J). Bomberjacken überall. Auch pars pro toto: die typischen zusammengezogenen Nähte auf klassischen Anzügen (Kris van Assche) und an Hosen (Kenzo), die typische Reißertasche auf dem

linken Oberarm (Hermès). „Khaki is the new black“, hatte Juun.J für die Saison prophezeit. Aber auch die Signalfarbe des Bomberjackenfutters zieht sich als orangeroter Faden durch die Kollektionen (Kenzo, Boris Bidjan Saberi, Givenchy, Balmain, Ann Demeulemeester). Fliegerzubehör wird auch angeboten: Fliegermützen (Y3), Pilotenoveralls (Kenzo, Y3), Druckanzugschnürungen (Lanvin), Springertiefel (Kenzo). Die schmalste Bomberjacke gibt es selbstverständlich bei Saint Laurent. Aber „schmale Bomberjacke“, das ist jetzt wirklich wie „runde Ecke“. Denn Bomberjackenträger sind natürlich Michelin-Männchen-Machos.

Die fettesten Bomberjacken gibt es bei Juun.J. Überhaupt wirkt seine Kollektion wie eine Karikatur des Trends. Kein anderer Designer bringt es so auf den Punkt: die bulligen Bomberjacken, die großen Militärmäntel, die weiten, geraden Hosen, das Layering, die ironischen Nadelstreifen, der chinesische Einfluss, der Military-Einfluss,

der Workwear-Einfluss, der Hip-Hop-Einfluss, die Verschmelzung von Streetwear und High Fashion. Juun.J fasst das alles so ausgereift zusammen, als wäre seine Kollektion erst im Nachhinein entstanden, als Essenz der Saison. Ist sie aber nicht. Juun.J ist seiner Zeit voraus. Was der Designer aus Seoul in Paris zeigt, ist die Zukunft der Männermode. Sein Look ist nicht aufgesetzt jugendlich, sondern wirklich jung. Er ist mehr als modisch, er ist weisend. Juun.J ist die Entdeckung der Saison.

Auch Rick Owens interessiert sich mehr für die Zukunft als für die Vergangenheit. Seine Mode entsteht nicht aus rückwärtsgewandten ABERKaufsanalysen, sondern aus seiner ganz subjektiven Vision der Zukunft. So zeigt er diesmal keinen einzigen seiner Bestseller. Alles ist neu: Statt enger Lederjacken mit schrägen Reißverschlüssen gibt es ausgestellte Matrosen-Cabans aus Filz, statt fließender Jerseys jetzt Grobstrick mit schräg laufendem Zopfmuster, statt minimalistischer Einknopf-Gehrocke brachiale zweireihige Militärmäntel. Einige dieser Kleidungsstücke drapiert Owens so ungewöhnlich auf dem männlichen Körper, dass ihre aufgestellten Krägen die Penisse seiner Models rahmen. Warum? Das erklärt er später ungefähr so: Er tut es, weil er es kann. Und weil die meisten es eben nicht mehr können. Rick Owens ist einer der wenigen erfolgreichen Designer, die noch nicht zu einem Luxuskonzern gehören. Er ist sein eigener Herr. Er kann machen, was er will, und er macht, was er will. Nichts von seiner Mode ist trendy, und doch trifft es den Nerv der Zeit. Nichts entspricht dem gängigen Ideal, weder die sperrige Kleidung, noch das schräge Street-Casting, und schon gar nicht Michele Lamy, die die Gäste begrüßt, und Rick Owens selbst, der ihnen zum Abschied winkt – und doch ist all das schön und würdevoll.

Auch Martin Margiela war einmal anders. Wie Rick Owens besaß er die Gabe, das Schöne im Hässlichen zu entdecken und den Wert des vermeintlich Wertlosen zu zeigen. Er hat sein Unternehmen verkauft und sich zurückgezogen. Wie einst Margiela, so finden auch seine namenlosen Nachfolger witzige Sachen auf dem Flohmarkt. Aber ohne das kluge Upcycling durch den Gründer kommt leider nur noch eine *bad taste party* dabei heraus: stampfende Musik, grüne Lasershow, Schlaghosen, Lurexpullover, Disco-Striefleuten, ostige Kunstlederjacken. Unmodisches ironisch wiederzubeleben erfordert eben Intelligenz und gutes Timing. Beispiel Nadelstreifen: Der Gordon-Gekko-Look war immer eine Konstante in der Männermode. Bis man 2008 die Banken für die Finanzkrise verantwortlich machte. Da wollten dann selbst die Broker nicht mehr wie Broker aussehen. Heute kann man schon wieder darüber lachen: Als Klischee des Konservativen bildet der Streifen den Kontrast zu gewagten Schnitten und findet sich jetzt auf Bomberjacken und Cargo-Hosen (Juun.J), Jogginghosen (Hermès), Männerröcken (Givenchy), Capes (Kenzo).

Dass bei einem Mann im Jahr 2015 gekonnte Ironie souveräner wirkt als tierischer Ernst, haben auch die coolsten der Coolen erkannt: Wenn Rick Owens seine Männer in Grobstrick-Strampelern über den Laufsteg schickt, dann nicht, weil er verrückt geworden ist. Und wenn Boris Bidjan Saberi seine Models in große Spielhosen steckt, dann weiß er, was er tut. Wer wirklich cool ist, geht jetzt nicht mehr auf Nummer sicher, sondern auf Risiko. Wenn Cool das neue Lächerlich ist, dann ist Lächerlich das neue Cool.

Pharrell Williams bei der Grammy-Verleihung wird mit einem übergroßen *buffalo hat*; Julian Schnabel auf dem roten Teppich im Pyjama; Jamie Hince auf seiner Hochzeit in einem babyblauen Anzug. Ist das lächerlich? Uncool? Nein. Im Gegenteil: Das ist ultra-cool. Lächerlich ist nur, wer in der ständigen Angst lebt, etwas Uncooles zu tragen oder zu tun.

Zwei Männer bekommen dieselbe Aufgabe: „Setz einen Papierhut auf, und stell dich auf einen Stuhl.“ In ihrem Film „Männer“ stellte Doris Dörrie 1985 die Frage, wer von den beiden der wahre Mann ist: A) Der, der sich weigert. Oder: B) Der, der es einfach macht. Vor 30 Jahren war die Antwort noch „A“. Jetzt ist es, ganz klar, „B“.

MOOD →



Mit simplen Brettern werden Wände heute wohlicher. Umso besser, wenn die Leuchte gleich zum Brett gehört. (Dino Sanchez)

An diesem Samstag beginnt im Londoner V&A-Museum die legendäre Ausstellung über Alexander McQueen. Sie schaffen es heute nicht mehr? Kein Problem, „Savage Beauty“ läuft noch bis zum 19. Juli.



Sportbekleidung hat sich einen modischen Ruf erarbeitet. Da braucht man natürlich passendes Waschgel. (The Laundress)

Einmal hochgucken, dann ist klar, wo das V&A-Museum liegt: Der Regenschirm von Undercover ist auf der Innenseite mit dem Londoner Stadtplan bedruckt.

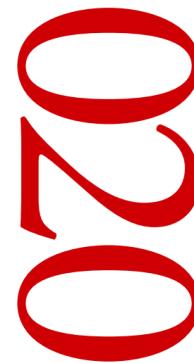
„Geschlecht-Preisgeben-Partys“: Die deutsche Übersetzung klingt doof, aber diese Feste sind auch doof. „Gender reveal parties“, bei denen werdende Eltern verraten, ob sie nun einen Jungen oder ein Mädchen erwarten, sind in den Vereinigten Staaten gerade Trend. Im richtigen Moment wird eine Torte aufgeschnitten. Die Füllung ist blau oder rosa.



Das Berliner Schmucklabel Mari Couci zeigt: Colliers müssen nicht mit zig Diamanten bestückt sein, um nach etwas auszusehen.



Die dänische Uhrenmarke Bulbul zeigt: Männer müssen nicht immer große Uhren tragen. Es geht am Handgelenk auch eine Nummer kleiner.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Zum Glück hält sich Thunfisch in Büchsen ewig. Die Dosen von Minor sind viel zu schön, als dass man sie sofort öffnen wollte.

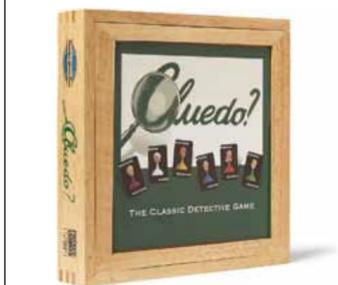


Das T-Shirt von Des Artistes spielt auf die Louise-Bourgeois-Ausstellung im Münchner Haus der Kunst an. Und wir wollten schon über Motto-Teile lästern.



Billy Wagner (rechts), Gründer dieses Berliner Restaurants, bekam die Idee für den Namen durch eine Überschrift in unserer Sonntagszeitung. Im Artikel „Nobel, hart – und schmutzig“ von 2011 ging es aber um den Polosport.

**Vollkorn**  
... könnte Leben retten. Wissenschaftler der Harvard School of Public Health nahmen sich über einen Zeitraum von mindestens 14 Jahren 100.000 Probanden vor. Pro 28 Gramm Vollkorn am Tag sinkt demnach die Todesrate um fünf Prozent. Gegenargument für Weißmehlfans: Knapp ein Viertel der Probanden starb im Laufe der Studie.



Dieses Brettspiel (über Mr.Porter.com) kann man getrost auf dem Coffetable liegen lassen.



Die Berliner Künstlerin Marina Schmiechen kennt die Männer: Aus Ton fertigt sie „Schräge Typen“, echte und fiktive.

FOTOS: AP (3), AFP (2), LPA (2)

FOTOS: CAROLINE FRANGE, CLAIRE ROBERTSON, JOHANNA, SCHRÄGE TYPEN, HERSTELLER (7)

MUT →

# Mit Hand und Fuß

## DER AUFSTEIGER

Calogero Mannina, Florenz

Das Eisen faucht sich tief ins Leder. Es zischt und dampft. Ein Brandzeichen der Extraklasse; ein Name wie ein Ehrenwort. In schwarzgebrannten Lettern prangt der Schriftzug auf dem Steg: „Mannina. Firenze. Made in Italy.“ Er steht für Güte und Gediegenheit. Giovanni taucht den heißen Stempel in den kalten Wasserkübel und hängt ihn an den Ständer. Er wischt die letzten Spreußen ab und setzt dann zum Finale an. Ein letztes Mal fährt er mit der flachen Hand über die glatte harte Ledersohle. Langsam und genießerisch. Ein gutes Gefühl.

Er hatte sie zuvor noch einmal kräftig malträtiert. Kurze, schallende Hammerschläge, bis sie dicht und derb erschien. Sie ist nach außen leicht gebogen und an den Rändern flach gestutzt. Zwei Jahre Gerbung in den Gruben und eine Woche Arbeit brachten die perfekte Sohle für den perfekten Schuh hervor. Ein Paar wie aus dem Lehrbuch. Der Meister wird zufrieden sein. Er ging kurz um die Ecke und schloss den kleinen Laden auf. Der erste Kunde kommt um neun; ab zehn sind die Touristen hier; um elf ist dann die Hölle los. Giovanni hält die Stellung. Er ist Manninas bester Schüler.

Giovanni ist seit vier Jahren hier; Calogero Mannina seit sechs Jahrzehnten. Sein Leben lang hat er den Palazzo Pitti im Rücken und den Ponte Vecchio im Blick. Gute Aussicht, beste Lage. Der Laden läuft. Wie sein Schüler kam auch Mannina einst aus dem armen Süden des Landes ins reiche Florenz. Der Arbeit, nicht der Kirchen und Paläste wegen. Im Schatten alter Größe pflegt er die eigene Kunst: handgemachte Schuhe, maßgerecht und passgenau. Die Kunden sind in aller Welt: England und Amerika, Tokio, Frankfurt und Paris.

Mannina ist der Chef des Hauses. Ein Mann der leisen Worte in einer lauten Metropole. Als Lehrling hatte er draußen am Rand der Stadt zwei Jahre lang am Fließband der Godoni Company gestanden. Die Ferragamos fertigten Schuhe im Akkord. Die Guccis zogen nach. Mannina kratzte Geld zusammen und machte einen eigenen Laden auf. Die Godoni-Fabrik ist heute verschwunden, Ferragamo und Gucci sind berühmt, Mannina ist noch da. Er ist nun 80 Jahre alt, dreht noch immer seine Runden und gibt die Tagesziele vor.

Seine Mannschaft sitzt auf den Schemeln, blickt auf und hört ihm zu. Eriko Ohtani wird heute das Leder auf die Leisten zwicken, Giovanni Lorenzo macht die Nähte, Leonardo Burchi richtet die Sohlen ein. Am Mittag werden sie wechseln: Sie sind ein eingespieltes Team, jeder kann alles. Kein Wort, kein Radio. Volle Konzentration. Am Tag schafft jeder ein Paar Schuhe, das sind an die 300 Paar im Jahr. Alle Größen, alle Farben, alle Formen.

Das Oberleder kommt aus Großbritannien, das Unterleder aus Deutschland, der Kork ist portugiesisch. Den Kleister mixt Mannina selbst. Ein Hausgemisch aus Wasser, Weizen und Kastanien. Zermahlen, aufgekocht und abgestanden. Leonardo wird den zitronengelben Brei mit dicken Strichen auf die Korkausballungen pinseln. Gio-

Schuhmacher sind Künstler und Handwerker. Wir haben vier alte Meister in Florenz, London, Paris und Frankfurt besucht.

Von *Stephan Finsterbusch*,  
Fotos *Helmut Fricke*



vanni zieht zweimal seine Fäden durch. Er hat je drei Stränge zu einem Garn verzwirnt und ihn mit Cremestein eingeschmiert. Jeder Schuh braucht einen Faden, gut gepecht und abgemessen. Eine Länge von vier Ellen. Er nimmt das Garnknäuel und breitet seine Arme aus. Passt.

Er greift sich einen Leisten mit aufgezogenem Slipper und näht in perlengleichen Stichen das Oberleder an die Sohle. Kein Rahmen und kein Zwischenteil. Ein sogenannter Durchstecher. Ein einfacher McKay-Stich. Der ist rasch platziert und macht den Schuh flexibel. Am Ende zieht er die Schmuckschnalle quer auf den Rist. Sie sieht aus wie das Zaumzeug eines Pferdes. Guccio Gucci hatte sie einst in seinem Atelier drüben auf der anderen Seite des Arno für seine Schuhe verwendet. Die Trensenspanne wurde berühmt, und Gucci machte Schule. Giovanni ist auch Jahrzehnte später noch ein guter Geselle.

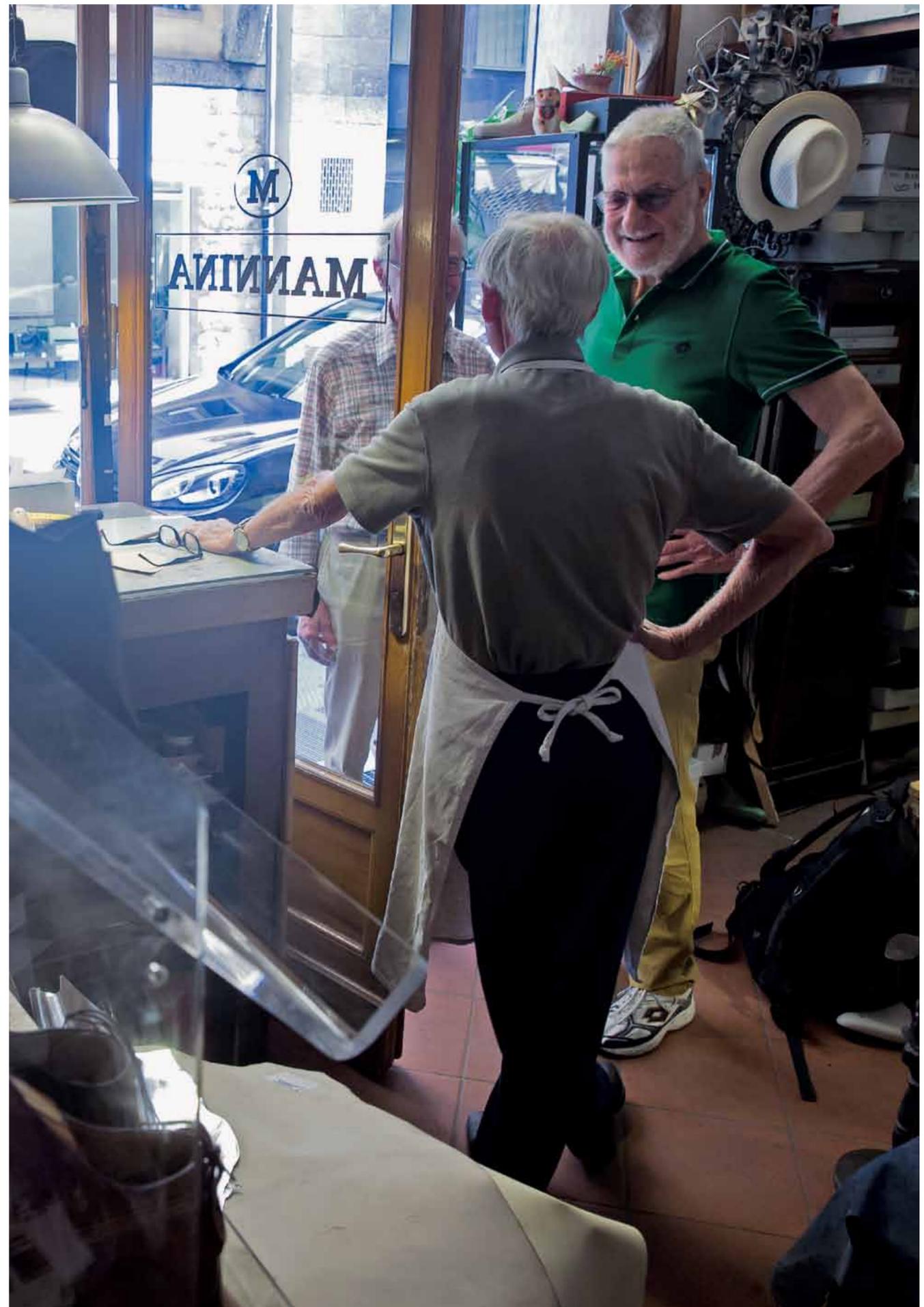
Nach der Arbeit löchert er Meister Mannina mit Fragen, liest alte Lehrbücher und erweitert seine Sammlung von Videos. Demofilme mit Nähtechniken. Stiche von innen nach außen und von außen nach innen; Rahmengenostochenes nach Veldtschoen-Art oder Norweger-Weise; die ganze Palette. Vom Straßen- bis zum Bergschuh hat Giovanni alles genäht, was es zu nähen gibt. Mannina zeigte ihm die Griffe. Der Rest war Übung und Geduld. Der Meister steht am Pult, die Brille auf der Nase. Die Muster-schuhe müssen heute noch raus.

Jedes maßgemachte Paar lässt Mannina zweimal nähen: erst zur Probe, dann zum Verkauf. Arbeit im Doppelpack. Das Oberleder wird gewienert, das hart gegerbte Sohlenleder eingeweicht. Leonardo legt es in die Messing-eimer. Dort liegt es manchmal tagelang. Wasser macht die dicken Leder sanft und gefügig. So lassen sie sich besser stechen. Wenn die Sohlen nach der Arbeit trocken werden, sind sie wieder hart wie Holz. Eriko sitzt hinten an den hohen Wandregalen, zieht mit einer Zange das knallrote Narbenleder über die Leistenkanten und nagelt es mit einem kräftigen Schlag auf der Brandsohle fest.

Der Schaft darf keine Falten schlagen, die Spitze muss rund, die Ferse glatt gebogen sein. Eine verzwickte Arbeit. Doch je komplizierter, desto besser. Eriko kam vor zwei Jahren aus Japan, wollte nach dem Designstudium in Tokio das Handwerk der Florentiner Schuhmacher lernen und landete bei Mannina. Seitdem sitzt sie auf dem Schemel. Zehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche. Sie will zehn Jahre bleiben, ihren Abschluss machen, mit japanischer Akribie und italienischem Siegel. Eriko und Giovanni haben den Meistertitel fest im Blick.

Mannina mag es, wenn das Leder faucht, das Aroma der Arbeit. Der Alte schweigt und lächelt. Florenz ist für ihn ein gutes Pflaster. Zwischen den Palästen der Medici, der Gucci und der Ferragamo wurde er zu einer der ersten Adressen der Stadt.

Maßarbeit: Calogero Mannina ist ein Meister alter Schule. Seine Schuhmacherei ist eine der besten Adressen in Florenz.





## DER KÜNSTLER

Pierre Corthay, Paris

Pierre rollt die Python auf. Vier Meter lang und eine Elle breit. Die Haut ist stark geschuppt und weich wie Nappa, der Bauchschnitt glatt, das Muster eine Kampfansage. Rautenform im Neonlicht der Kellerlampe. „Wer solche Schuhe trägt, macht ein Statement.“ Er ruft nach seinem Bruder. Christophe kommt die Treppe runter. Er wird das Kopfteil halten müssen. Sie wollen das gute Stück noch einmal sehen. In voller Pracht. Dann wird es zerschnitten. Der Tierschutz ist streng und wichtig. Ohne ihn würde es so ein Leder gar nicht mehr geben. Im Maison Corthay haben sie da klare Regeln.

Alles muss zertifiziert und genehmigt sein – für jedes Leder gibt es Unterschriften, Siegel und Stempel. Nachweise der Herkunft, End- und Zwischenhändler. Neben Kalb und Rind werden hier auch Rochen und Elefanten verarbeitet, Echse, Krokodil und Alligator. Alles Leder, die der Kunde will. Die Schlange kam aus einer staatlich kontrollierten Farm am anderen Ende der Welt. Sie hat ihren Preis; Billiges haben Pierre und Christophe nicht im Sinn. Sie stehen selbst unter einer Art von Artenschutz. Sie machen Schuhe für die Oberklasse.

Corthay ist gut und teuer. Hier stand schon Japans Stardesigner Yohji Yamamoto am Tisch, hier haben Modehäuser wie Lanvin und Dior bestellt, hier ordern Harrods aus London und Neiman Marcus aus New York. Auf den hölzernen Modellfüßen an den Werkstattwänden stehen die Schriftzüge von Rafael Nadal und Cate Blanchett, Jean Reno und Clive Owen. Lange, schmale Formen, spitz und elegant. Frankreichs altes Gardemaß, aufpoliert und frisch geschliffen.

Sie arbeiten mit Techniken wie vor 100 Jahren. Schlingen-, Kreuz- und Unterstich. Corthay redet von seiner Arbeit wie ein Chirurg von einer Operation. Blattschnitt, Sprengung, Untertrill. Im Zentrum von Paris, gleich hinter der Place Vendôme, liegt die Rue Volney. Eine kleine

## Mit Hand und Fuß



Oberklasse aus der Unterwelt: In einem alten Pariser Atelier fertigt Pierre Corthay (unten) seine Spitzenschuhe.

Straße mit großen Häusern. Das Hyatt-Hotel, ein Sterne-Restaurant, die Nachlassverwaltung von Pablo Picasso. Die luxuriöse Mitte einer glamourösen Stadt. In Haus Nummer eins sitzen die Corthays. Sie arbeiten am Erbe ihres Handwerks.

Pierre zieht die Fenstergitter hoch, Christophe sperrt das Tor auf. Der Tag beginnt. Im Vorderhaus sind Laden und Polierstube; im Hinterhaus die Ateliers und Büros. Die Werkstatt liegt im Keller. Stahltür, dicke Mauern, keine Fenster. Arbeitsräume wie in einem Banktresor vergangener Zeiten. Die Firma hat bald Jubiläum. Maison Corthay wird 25 Jahre alt. Der Laden ist viel älter. Er war 1935 von Lucien Staerck in einer alten Concierge-Wohnung als Schuhmacherei gegründet worden. Die Corthays sind der dritte Besitzer in 80 Jahren. Hier durchlebten sie Höhen und Tiefen, erhielten Preise und Pokale, steckten Niederlagen ein – und Verluste obendrein.

Der Minister für Kultur machte Pierre zum lebenden Denkmal. Er ist „Maitre d'art“ – Meister der Kunst. Das verpflichtet ihn auf Tradition. Doch er gibt sich als Mitglied der Gilden „Compagnons du Devoir“ und „Les Grands Ateliers“ auch der Zukunft zugewandt. Trotzdem stand die Firma vor fünf Jahren vor dem Aus. Die Schuhe waren gut, die Zeiten aber schlecht. Die Finanzkrise verschreckte die Kundschaft. Der Absatz fiel, der Umsatz sank, es wurde eng. Erst mit Xavier de Royère stand die Rettung in der Tür.

Der einstige Top-Manager des Luxuskonzerns Louis Vuitton kannte die kleine Firma und ihre Schuhe; er sah die Malaise und viele neue Möglichkeiten, investierte eigenes Geld und das von ein paar Freunden. Er war ein Glücksfall und wurde ein Partner. „Die Corthays machten tolle Schuhe, waren damals aber in einer schweren Lage. Dass sie die Firma für frisches Kapital geöffnet haben, hat ihnen gut getan.“ Heute hat Maison Corthay eine Plattform auf drei Kontinenten. Eigene Läden von Paris bis Tokio. Auf seiner Karte hat Royère den Titel eines CEO.

Pierre ist der Schuhmacher, Royère der Vorstandschef; Der eine gibt den Ton an, wenn es um Schuhe geht; der andere hat das Sagen, wenn sie von Geschäften reden. Er hat in der Firma ein paar dicke Balken eingezogen, hat die Beschaffung umgebaut und die Werkstatt neu organisiert. Er hat zwei Dutzend Schuhmachermeister eingestellt, die Fertigung von Maßschuhen verstärkt und die der Konfektion forciert. Er hat vor der Stadt eine neue Manufaktur errichtet und in Marketing und Werbung investiert. Schließlich ließ er Pierre seine Geschichte erzählen.

Wie er mit 16 Jahren seinen ersten Schuh machte; wie er nach der Lehre zehn Wanderjahre zurücklegte, zweimal quer durch Frankreich zog und für Dutzende Schuhmacher tätig war; wie er in der Bretagne dem Altmeister Jean Dréan über die Schulter schaute, in der Pariser Werkstatt von John Lobb Bootmaker landete, die Schuhwerke George Dickinsons studierte, Vorarbeiter bei Berluti wurde und dann einen Anruf bekam. Es muss im Frühjahr 1990 gewesen sein. Ein Lieferant sagte, er habe eine gute Nachricht, der alte Richomme wolle verkaufen, das Geschäft, das Haus, den Hof. Er ging in Pension. Einer der großen Schuhmacher von Paris hörte auf. Richomme war eine Legende – Corthay ein unbeschriebenes Blatt.

Er war keine 30 Jahre alt und machte sich ans Werk. Die Geschäfte liefen. Fünf Jahre später stieg sein Bruder ein. Auch er kam aus der Branche, auch er war ein Meister seines Fachs. Christophe macht heute den Zuschmitt, Pierre zieht die Näfte, Royère die Drähte. Pierre sitzt im Hof, Christophe im Keller. Eine schwere alte Tür und eine ausgetretene Treppe führen in sein Reich hinab. Gemauerte Gewölbe, weißgetünchte Wände. Corthay sitzt in der Unterwelt.

Vorne die Küche, hinten das Lederlager und die Leistenkammer, die alten Singer-Nähmaschinen und Regale voller Aktenordner, Maßschablonen und Pläne. Auf den oberen Brettern steht eine kleine Sammlung: Schuhe aus vergangenen Epochen, den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren. Werke alter Meister. Galoschen, Stiefeletten, Halb- und Schnürschuhe. Glatte Flächen, klare Linien, die Sohlen dick wie ein Finger und mit Stahlblech benagelt. Pariser Chic für die Füße – ob in Schlangen-, Rinder-, Elefanten- oder Echsenhaut. Heute wie damals sind Schuhe ein Statement. ◀

## DER PRÄZISIONSARBEITER

Jörg Koch, Frankfurt

Da sind diese alten Joe-Jackson-Schuhe. Weißes, weiches Box-Calf-Leder, bis an die Knöchel hoch geschnitten, über das Vorderblatt ein kleiner grauer Reißverschluss. Ausgefallen und ungewöhnlich. Ein Werk der achtziger Jahre. Die große Zeit des Discotanzens. Joe Jackson war ein Star der Szene. Ein Schuh trägt heute seinen Namen, die Lieder klingen noch in den Ohren. Seine Musik hinterließ Spuren. Knicke, Risse, schwarze Striemen. Das Paar war richtig runter. Ausgetanzt und abgetreten. Da war nicht mehr viel zu machen. Sein Kunde aber ließ nicht locker. Jörg Koch schlug ein und baute ihm einen neuen Schuh.

Für die Laufsohle nahm er Chromleder, für die Mittelsohle ein eisenhartes Quergelenk, für den Absatz warf er den Computer an. Höhere Mathematik. Er hatte den Fuß des Kunden schon skizziert, spannte zwischen Vorder- und Hinterpunkt nun einen Vektor auf, berechnete die Länge des Leistens, nahm davon ein Viertel und gab noch zwei Stich zu. Er griff sich die dünnen starren Lederflecken, schnitt sie breiter als üblich und setzte sie bis kurz vor den Schnittpunkt der Sohle auf. Der längere Absatz dämte die Ferse und schützte die Gelenke. Kein Derby und kein Oxford kann das leisten. Der Tanz hat eigene Gesetze.

Er braucht Schuhe, die nicht nur glänzen und schön aussehen, er braucht Schuhe, die robust sind und elastisch. Flexibel in der Mitte, steif an der Spitze, starr an der Hacke. Das hat Koch wochenlang beschäftigt. Er las Bücher und studierte alte Pläne, er hat gerechnet und gezeichnet, konstruiert und probiert. Er plante den Schuh wie ein Architekt sein Haus, nähte ihn in Doppelstichen und war nach einem halben Jahr fertig und zufrieden. „Das ist mal etwas anderes“, sagt er heute. Der neue Schuh ist besser als der alte. Ein Meisterstück.

Seit 20 Jahren hat es Koch nun schon mit Blüchern und Budapestern zu tun, mit Boots und Monks, mit Schnallen- und Schnürschuhen. Er sitzt in einer Werkstatt im Frankfurter Nordend – dort, wo die Mieten bezahlbar und die Preise noch erschwinglich sind. Er hat keine Marke und kein Label; er hat nur seinen Namen und seinen Laden. Sein Kapital ist seine Arbeit. Früher, nach der Lehre, war er für das Theater tätig. Gauner und Gaukler, Könige und Gangster. Er machte Schuhe für Faust und Mephisto, King Lear und Don Carlos. Dann ging es ins wahre Leben. Das Geschäft ist seitdem seine Bühne.

Drei Zimmer, fahle Wände, blaue Auslegware. Vor dem Fenster rumpelt eine Straßenbahn über die Schienen. Im Laden Schuhe für die Ewigkeit, neue Stücke und alte Modelle. Klassiker im Holzregal. Schwarz, hell- und dunkelbraun, aus Rinds-, Kalbs- oder Pferdeleder. Hohe, flache, kleine, große. Neben der Anprobe die Kasse, dahinter die Werkstatt. Maschinen zum Nähen, Schleifen, Pressen. Ein Stuhl mit Lehne auf einem Podest. Das hat sich Koch selbst gebaut. Des Lichtes und der Schwingung wegen. Bretter, die die Welt bedeuten. Er lacht.

Auf dem Tisch liegen Zangen, Kneifer, Ahlen und Hämmer; halbrunde Borstennadeln, Dosen mit Nägeln und Schachteln mit Stiften. Er beherrscht das Chaos, greift nach seinen Instrumenten, ohne aufzuschauen. Die Arbeit liegt im Schoß. Der Rücken ist krumm, der Beinriemen gespannt. Das, was mal ein Schuh werden soll, ist fest zwischen seine Knie gezwängt. Vom Vermessen der Füße bis zum Verzwinden der Fäden und dem Profilschnitt der Sohlen macht Koch hier alles in eigener Regie. Er arbeitet stundenlang, mit Geduld und den leisen Liedern seiner Jugend aus dem Kofferradio.

Später wird er noch eine neue Lieferung prüfen müssen. Stück für Stück, bezahlt ist bezahlt, und gute Ware ist rar. Die Luxuskonzerne beherrschen die Märkte. Gucci, Hermès, Louis Vuitton. Sie brauchen für ihre Schuhe, Taschen und Koffer im Jahr so viele Leder, dass sie halb Paris damit zupflastern könnten. Koch braucht kaum 50 Häute. Kein leichtes Spiel. Denn die Gerbereien in Europa haben es schwer, Umwelt- und Arbeitsschutz machen sie teuer. China ist auf dem Vormarsch. Der deutsche Alterberverband hat sich schon aufgelöst, die Franzosen kaufen alles auf. Doch Koch kennt Mittel und Wege.

Beim Material macht er keine Abstriche. Das kann er sich nicht leisten. Die Kundschaft erwartet beste Ware und zahlt gut. Über der Tür hängt sein Meisterbrief. Amtlich besiegelt und behördlich signiert. An die Wand daneben hat er ein Regal gerückt und mit Leisten bestückt. Hölzerne Füße, Modelle der Kunden. Koch hat sie gesägt,



Vom Leisten zum Laufen: Beim Frankfurter Schuhmacher Jörg Koch liegt alles in einer Hand.

geraspelt und gefeilt. Er macht das selbst. Nicht weil er es muss, sondern weil er es will. Die schönsten Leisten hat er auf die Werkbank gesetzt. Schaustücke für Muße-Stunden. „Jeder hat so seinen Spleen.“ Einmal in der Woche wischt er mit einem Lappen den Staub von seinen hölzernen Werken.

Er hat einen Hang zum Detail. Den entdeckte er in der Lehre zum orthopädischen Schuhmacher. Das war zu Zeiten, als sie in den Diskotheken Joe Jackson spielten. Koch lernte, gute Schuhe zu machen, später wollte er schöne Schuhe machen. Heute macht er das eine, ohne das andere zu lassen. Der Leisten, sagt er, müsse stimmen. Er sei der erste Meilenstein auf dem langen Weg zum Schuh nach Maß. Daher interessiere er sich wie ein Arzt für die Füße seiner Kunden. Anatomische Studien. Koch spricht von Besatz- und Koppenhöhen, von Ballen- und Mittelkopplinien, von den beiden Weitenpunkten, den vielen Haltungsfehlern und den zahlreichen Korrekturen, von Knochen und von Knöcheln, von Spannweiten und vom Fußgewölbe, dessen Kuppel den ganzen menschlichen Körper trägt. Ein Bauwerk der Natur.

Jeder Gang wird zum Wunder, jeder Schritt zu einer Zauberei. Wird der Fuß durch den Schuh schief aufgesetzt, steigen die Schmerzen über die Knie rasch in den Kopf. Der aufrechte Gang fängt ganz unten an. Er braucht Geduld und Können. Jörg Koch kommt im Monat auf acht Paar Schuhe. Mehr ist nicht drin. Er geht eigene Wege.

Die Zwiennaht setzt er in zwei Kurven und nicht in Schlingen an. Brandsohlen nimmt er doppelt und führt die rauen Seiten oben ein. Den Derbybogen schneidet er höher aus, den Schnürpunkt setzt er etwas tiefer an. Den Abstand zwischen Schuhspitze und Boden justiert er möglichst hoch. Er nennt das Sprengung, und die muss stimmen. Sie tut nicht nur den Füßen gut, sie sieht im Bruch und Faltenwurf auch besser aus. Vom Blücher bis zum Budapester, und ganz besonders bei einem Schuh namens Joe Jackson. Frankfurter Schule. ◀





## DER KÖNIGLICHE

John Lobb Ltd., London

Zwischen Oxford und Derby liegen hundert Meilen und zwei Welten. In der einen Stadt erfand England seine Bildung, in der anderen die industrielle Revolution; in der einen wurde viel gedacht, in der anderen schwer gearbeitet; beide sind berühmt, nach beiden wurde ein Paar Schuhe benannt. John Hunter Lobb liebt das Spiel mit Worten und Gedanken. „Derby oder Oxford“, sagt er, „das ist eine gute Frage.“ Elegantes oder sportliches, offenes oder geschlossenes System: Auf die Schnürung kommt es an. Bei Lobb haben sie auf jede Frage eine Antwort.

„Wir machen das, was die Kunden wollen“, sagt er trocken. Londons erste Schuhmacher sind da ganz neutral. Sie fertigen von Hand und über den Leisten – so, wie zu Zeiten ihres Gründers. Sie liefern das Beste vom Besten, und das braucht Zeit und Geld. Ein Paar Schuhe kann hier länger dauern als eine Schwangerschaft und mehr kosten als ein Auto. Das macht die Lobbs zum Maß der Dinge. John Hunter pflegt das Erbe. Mit ihm hat die Firma aus London die vierte Generation erreicht. Nummer fünf steht unten an der Leistenschere, Nummer sechs schneidet drüben das Leder zu. Ein Familienbetrieb von Weltruf.

Jonathan und John Junior sind Hunters Cousins und die Zukunft der Firma, eines Hauses mit Geschichte. Die Lobbs bedienen seit anderthalb Jahrhunderten Kaiser und Herrscher, Millionäre, Milliardäre und alle, die gern auf großem Fuß leben. Die Vergangenheit liegt tief im Keller. In deckenhohen Standregalen sind Zehntausende hölzerne Leisten einsortiert. Nach Namen und Nummern: Queen Victoria und Queen Elizabeth, die Cavendishes, die Stanleys, die Lennox, die FitzRoys. Die erste Reihe der englischen Gesellschaft. Prinz Charles ließ sich hier mit 20 Jahren sein erstes Paar machen. Er trägt es noch heute.

Sein Wappen prangt über dem Eingang. Die gefederte Krone. Die Lobbs sind Lieferanten der Royals. Das macht



## Mit Hand und Fuß

Die erste Reihe Englands:  
Im Keller der Firma von  
John Lobb (unten) ruhen  
auch die Leisten der  
königlichen Familie.

sie zu einer Institution. Sie sind die Schuhmacher der Könige und die Könige der Schuhmacher. Eine Dynastie von Handwerkern, die ihr Metier zur Kunst und ihre Schuhe zum Statussymbol aller Gutbesohlenen erhoben haben.

Eine Firma mit beschränkter Haftung. Mitten in London, auf der St James's Street, Haus Nummer 9. Links liegt Mayfair; rechts der Palast. Lobb ist mittendrin. Sein Geschäft steht im Zeichen des schwarzen Stiefels und schimmert purpur unter einem opulenten Kronleuchter.

Getäfelte Wände, Armstühle aus der Gründerzeit, Schuhe hinter Glasvitrinen: der William und der Lopez, der erste Derby und der letzte Oxford. Unter der Decke hängen zwei Porträts, das eine in Gold, das andere in Holz gefasst. Hier die Queen, da der Gründer, Elizabeth II. und John Lobb I. Ein Junge aus Cornwall, der 1852 nach Australien ging, Stiefel für die Kohleschürfer am Hunter-River machte und zehn Jahre später auf der Weltausstellung in England eine Goldmedaille und einen Auftrag des Prinzen von Wales gewann. Er kam zurück in die Heimat, machte in London ein Geschäft auf. Eine Goldgrube – bis heute.

Hinten im Laden stehen die Tische der Schuhmacher. 30 Leute. Fitter und Clicker, Closer, Last- und Leather-Maker, Pattern-Cutter und Polisher. Der Chef wartet im ersten Stock. Ein kurzer Aufstieg über eine steile Treppe. Ein Büro mit roter Tapete und einer Wand ganz aus Glas. Von hier aus kann John Hunter runter in den Laden blicken. Auf dem Schreibtisch steht ein Telefon. Sein Sohn Nicholas tippt in einen Computer. An der Wand hängen gerahmte Schecks. Alte Banken, große Kunden, geschwungene Signaturen, hohe Zahlen. Die Uhr schlägt fünf. Lobb brüht den Tee auf. Vor 20 Jahren habe ihm sein Onkel Eric die Firma übertragen.

Unten in der Werkstatt schneidet John Junior ein braunes Stück Leder zu; Jonathan prüft die letzten hölzernen Leisten. Beide tragen Schürzen, Schlips und Kragen. Die Knoten sind straff, die Ärmel aufgerollt. Sie arbeiten mit Augenmaß, Feingefühl und manchmal auch mit Spucke. „Don't mention it.“ Jonathan lacht, John lächelt, *stiff upper lip*. John Hunter trägt Nadelstreifen und die Brille am Band.

Vor 55 Jahren kam er in die Firma. Er hatte sich die erste Lektion von seinem Vater, die zweite von einem Schuhmacher in Bristol und den Feinschliff von seinem Onkel Eric in London geholt. Draußen drehte sich die Welt immer schneller; drinnen blieb alles beim Alten. „Käme mein Urgroßvater John heute durch die Tür“, sagt John Hunter, „würde er sofort ans Werk gehen können.“ Schuhe werden hier noch so gemacht wie zu Zeiten von Charles Dickens. In monatelanger Feinarbeit, Hunderten von Schritten. Jedes Paar ist Teamwork. Meisterklasse.

Veränderungen, wie sie einst der pferdebegeisterte zwölfte Earl of Derby mit einem später nach ihm benannten Sportschuh vorantrieb, oder wie sie Oxforder Studenten mit der gestrafften Schnürung und der gekappten Schuhzunge forderten, machten Schule. Sie ließen England dank seiner Industrie und des Griffs zur Weltmacht zum größten Hersteller Europas aufsteigen. Die Schuhfabriken von Northampton und Stafford schütteten jedes Jahr 50, 100 oder gar 150 Millionen Paar auf den Markt. Die Lobbs hielten sich zurück. Klasse statt Masse, gepflegtes Understatement, gute Kundschaft.

Über die Jahrzehnte werden sie zwar ein Dutzend Konkurrenten schlucken, noch in der Ära Königin Victorias ein Geschäft in Amerika und eins in Frankreich eröffnen. Doch sie bleiben bei ihren Leisten: Hand- und Präzisionsarbeit. Eine Generation nach der großen Expansion schrauben sie das letzte Ladenschild im Ausland wieder ab. Ihr Nachbar in Paris hatte ihnen ein Angebot gemacht. Die Dumas-Familie kaufte den Lobbs das Geschäft in der Rue du Faubourg Saint-Honoré ab, erwarb die Rechte an ihrem Namen und gliederte ihn als John Lobb Bootmaker in der eigenen Firma ein: Hermès.

Dafür erhielten die Lobbs Aktien von Dumas und zogen sich ins Londoner Stammhaus zurück. Hermès ist heute an der Börse, die John Lobb Ltd. im Besitz der Gründerfamilie. Die Dumas sind Milliarden, die Lobbs ihren Namen wert. Zwei Firmen, zwei Familien, zwei Welten. John Hunter Lobb hat alles unter Kontrolle. Jeder fertige Schuh des Hauses geht durch seine Hand. Er wiegt ihn, prüft ihn, klopft ihn ab. Er ist die letzte Instanz. ◀



Ob lässige Sneaker, Slipper, Mary Jane's oder jede Menge coole Kids Styles: Unsere Frühjahr/Sommer-Kollektion 2015 wartet mit einer Fülle neuer, überraschender Modelle auf. Alle in derselben herausragenden Qualität und mit unserem einzigartigen Fußbett in zwei Weiten. Lassen Sie sich begeistern. BIRKENSTOCK. Das Original.

birkenstock.com

**BIRKENSTOCK®**



Im Haus Potsdamer Straße 156 wohnte er von 1983 bis 1984.



Auf dem Stromkasten an der Potsdamer saß einst „die einbeinige Nutte“.

# UR BERLIN

In „Mein Leben als Affenarsch“ malt Oskar Roehler Angst und Sehnsucht trostloser Jahre aus. Unterwegs mit dem Autor und Filmemacher im Herzen der Stadt.

Von Thomas David, Fotos Frank Röth

Die geistige Wüste des Weddings, die Verrohung, der Stumpfsinn. Die Erinnerung an den Müllschlucker in der Küche, aus dem ihm der faulige Atem Berlins entgegenschlägt. Bier und Eisbein, Kohlsuppe, Currywurst, der Urschleim der Stadt, die Trostlosigkeit des eisigen Kellerlochs, in dem der Ich-Erzähler von Oskar Roehlers neuem Roman seine Aufzeichnungen aus dem West-Berlin der frühen achtziger Jahre beginnt. Tage der Pest in der „nachtschwarzen, geteerten und gefederten Ruine“, wie es am Ende von „Herkunft“ heißt, dem 2011 erschienenen autobiographischen Roman, in dem der Filmemacher seine Familiengeschichte erzählt, die wechselvolle Odyssee seiner Kindheit und Jugend, den Schiffbruch in den ästhetischen Niederungen der westdeutschen Provinz, aus der er sich schließlich auf die Insel der Verlorenen rettete, das mythische Eiland, auf dem sein neuer Roman spielt.

„Berlin, der erloschene Brandherd antiken Größenwahns, der Hort des Verderbens, des Bösen“, schreibt Roehler in „Herkunft“. „Ein Labyrinth millionenfacher, grauer Hinterhöfe“, so Roehler in „Mein Leben als Affenarsch“, der von einer morbiden Faszination durchdrungenen Apokalypse, die an die Erzählung des Debütromans anknüpft, aber schon deshalb keine Fortsetzung ist, weil er das in verstörenden Bildern beschworene West-Berlin seiner Angst- und Sehnsuchtsphantasien zum Protagonisten macht.

Wedding, Kreuzberg, Alt-Moabit: „Eine monströse Krake, ohne Kultur, ohne jeden Sinn für Schönheit, herzlos und böse und monoton“, so Roehlers Alter Ego, das wie in „Herkunft“, wie schon im Beziehungsdrama „Der alte Affe Angst“, Roehlers Zweit- oder Drittnamen Robert trägt. „Und plötzlich gefällt mir genau das: dass Millionen Zombies dieses Schicksal der Hässlichkeit mit mir teilen.“

Wilmersdorf und Schöneberg, die aufgerissene Kanalisation entlang der Kurfürstenstraße; grelle Lichtgestalten wie Nick Cave oder Blixa Bargeld, der im SO36 die „dunklen Dämonen über Berlin“ beschwört. Die Peepshow gegenüber vom Bahnhof Zoo, „ein gigantisches Karussell der Gier“, in dem Robert als Putzer arbeitet. „West-Berlin“, so Roehler in seinem Buch, einer brennenden Tätowierung in die Haut der Stadt, „ist die totale Reduktion auf das Wesentliche, sowohl für das geistige als auch für das körperliche Überleben im Krieg gegen sich selbst.“

„Als ich im Winter 1980 nach West-Berlin kam, war es, als wäre man auf einem Planeten mit Verrückten und Größenwahnsinnigen gelandet“, sagt Oskar Roehler. „Es gab die Kriegswitwen, die Taxifahrer und Türken, und der Rest war eine Ansammlung bizarrer Leute, die zum Teil wie ich aus dem Westen hierher gezogen waren.“ Roehler sitzt in seiner aufgeräumten Dachwohnung an der Prenzlauer Allee und erzählt von der Arbeit an „Mein Leben als Affenarsch“. Hohe, weiße Decke, gewachstes Parkett, eine weiße Ledercouch, ein weicher, weißer Teppich, den man auch mit den Pantoffeln nicht zu betreten wagt, die er Besuchern an der Wohnungstür überreicht. Auf dem Sofa ein in die Jahre gekommenes weißes MacBook. Ein großer Fernseher, eine lange Wand voller Bücher; die schwarze Liege am Fenster, auf der Roehler zu Violinklängen von Schmuseklassik entspannt. Den Eames Lounge Chair, in dem er im Sommer manchmal sitzt, wenn die Balkontür offensteht und vom Friedhof hinterm Haus eine leichte Brise in die Wohnung weht, hat er „schon seit 100 Jahren“, wie er fast entschuldigend sagt. Roehler, der in seinen Filmen, in „Die Unberührbare“, in „Der alte Affe Angst“ und „Agnes und seine Brüder“, sogar in der 2006 grandios gescheiterten Houellebecq-Verfilmung „Elementarteilchen“, immer auch sein

Leben als Sohn umkreist, das Trauma seiner Existenz als unerwünschtes oder ungeliebtes oder abgeschobenes, jedenfalls tief verstörtes Kind der Schriftstellerin Gisela Elsner und des Schriftstellers und Lektors Klaus Roehler, ist inzwischen 56 Jahre alt. Die Eltern sind längst tot. Roehler trägt ein schwarzes Hemd, ein schwarzes Sakko zur Blue Jeans, eine der auffälligen Brillen, die sein „Markenzeichen“ sind, wie er sagt: „Sie kaschieren die Tränensäcke, die ich von meinem Alten geerbt habe.“

Vor ihm auf dem Tisch ein Schlüsselbund und ein BlackBerry, eine Vase mit Disteln, daneben Lippenstift und ein Fläschchen Nagellackentferner. Roehler und seine Frau, die Modedesignerin Alexandra Fischer-Roehler, wohnen seit zehn Jahren auf den 150 Quadratmetern über den Dächern der Stadt, wo er weit weg ist von allem und nicht so mittendrin wie an der Fehrbelliner Straße, an der er vorher gelebt hat. Die knapp vierzigseitige Erstfassung von „Mein Leben als Affenarsch“ hat er in seinem Haus auf Mallorca ins BlackBerry getippt.

„Ich habe gemerkt, dass ich immer einen Riesenabstand brauche, bevor ich etwas schreiben kann“, sagt Roehler. Er steht in der Küche und gießt „dünnen Anwaltskaffee“, wie er das nennt, mit Sojamilch auf. „Ich bin kein Gegenwartsautor, der beschreiben kann, wie dieses oder jenes gerade funktioniert. Meine Beobachtungen sind nicht immer greifbar und, was die Gegenwart angeht, auch nicht sonderlich interessant. Ich habe oft das Gefühl, dass meine Gedanken zur Gegenwart so nichtig sind wie die Gegenwart selbst.“

Er stellt die Gläser mit dem Anwaltskaffee auf den Tisch, geht in ein Hinterzimmer mit Relikten seiner Vergangenheit, „das Zugabteil“, wie Roehler sagt, eine Abstellkammer, in der gleich hinter der Tür fünf Kisten Andechser Weißbier stehen. An der Wand weitere Bücher, George Packers „Die Abwicklung“, Ayn Rands „Der Ursprung“ und „Wer ist John Galt?“. Teamfotos von Dreharbeiten, auch schon ein Bild des Teams von „Tod den Hippies – es lebe der Punk“, Roehlers neuem Film, der Ende März in die Kinos kommt. Fotos der Großeltern, des 2012 in „Quellen des Lebens“ von Jürgen Vogel gespielten Kriegsheimkehrers und späteren Gartenzwergherzfabrikanten, zu dem Roehler heute eine stärkere Bindung verspürt als zu den Eltern, deren Fotos in Fuß- oder Tritthöhe ganz unten an der Wand hängen. „Die sind verbannt worden“, sagt Roehler, der im selben Jahr wie Grass' Blechtrommler das Licht der Welt erblickte und als Sohn von Grass' Lektor daher den gleichen Vornamen wie das ewige Kind Oskar Matzerath trägt. „Da unten“, sagt Roehler, „fristen die beiden ihr Elendsdasein.“

Er zeigt auf ein Porträt Edgar Allan Poes neben den Familienfotos, das er irgendwann mal hat rahmen lassen. „Poe ist mit den Jahren ja nicht schlechter geworden“, sagt er, und es fällt nicht schwer, sich den staksigen Mitzwanziger vorzustellen, der vor 30 Jahren in Schöneberg besoffen auf dem Sofa saß und Poes Gedichte las. Der Geruch von Whisky lag in der Luft, einer der Tänzerinnen aus der Peepshow hing noch in der Wohnung herum, verstreut auf dem Boden lagen „sonderbare Tonmasken“, wie Harry Hass sich erinnert, der Beatnik des Berliner Underground, Autor von „Koko Metaller“, Roehlers Freund aus alter Zeit, dem „Mein Leben als Affenarsch“ gewidmet ist. „Diese achtziger Jahre hatten manchmal etwas Apokalyptisches“, so Hass, der da-

mals mit Roehler als „Aufwischneger“ in der Peepshow arbeitete und nebenbei für die Frauen Musik auflegte. „Berlin war damals der zentrale Ort des Nebenbei, an dem sich viele Emigranten, viele Verlorene, viele sogenannte Herumtreiber, sogenannte Intellektuelle versammelten, die an der Politik, an der Ästhetik, an der Erotik, an der Droge interessiert waren, und in diesem Pulk, in dieser Schattenwelt war Oskar ein kleines Glitzermeer“, so Hass, der von „Silvester Countdown“ (1997) bis zum Roadmovie „Lulu & Jimi“ (2009) in wechselnder Gestalt durch Roehlers Filme geistert.

„Es war eine Verwundung, die ihn aus dem üblichen Denken und dem Denken der Anderen herausriss“, erinnert sich Hass. „Die Wunde, das Gebrochensein, die Beschädigung. Dieser ganze existenzielle Auf- und Umbruch war bei Oskar immer von bestimmten Büchern begleitet.“ Malapartes „Die Haut“ und Jerzy Kosinskis „Der bemalte Vogel“, Romane, die noch heute in Roehlers Wohnung stehen, die in „Mein Leben als Affenarsch“ eingeflossen sind; Bret Easton Elliss „American Psycho“, einer der großen Romane seines Lebens, der Roehler Mitte der Neunziger zu „Gentleman“ inspirierte, seinem ersten Film, den er dem fehlenden Budget abtrotzte, einem nur von einigen Splatterfans geliebten „Saalfeger“, in dem er Berlin zum Schauplatz eines orgiastischen Sex- und Drogenrauschs macht.

Oskar Roehler dreht Poe den Rücken zu und zieht die Schiebetür des „Zugabteils“ hinter sich zu. Am Tisch trinkt er einen Schluck Anwaltskaffee und erzählt von Ronald M. Schernikau, der schillernden Berliner Schwulen-Ikone, dem im Sommer 1989 in die DDR übersiedelten und 1991 im Alter von 31 Jahren an Aids gestorbenen Autor der „Kleinstadtnovelle“, den Roehlers Mutter in kalten, verletzenden Momenten als ihren „richtigen Sohn“ bezeichnete, als „das einzige geliebte Kind“, eine surreale Kopfgeburt, das sie sich im Gegensatz zu ihrem „Oskarkind“ selbst ausgesucht habe. Roehler greift nach Schlüsselbund und BlackBerry. Er ist hochgewachsen und hager; bei Dreharbeiten lässt er sich am Set am liebsten Sushi servieren. Er hat die leicht ausgezehrten Züge eines rastlosen Manns, der unablässig überlegt. „Von mir aus können wir los.“

Roehler ist der Autor von „Die Unberührbare“, dem einfühlsamen Porträt der durch Leben und Tod seiner Mutter inspirierten Schriftstellerin Hanna Flanders, die mit dem Fall der Mauer den Ort ihrer linken Utopien verliert und irgendwann in München aus dem Fenster springt. Er ist der Autor von „Suck My Dick“, der von Houellebecq und Stevensons „Jekyll und Hyde“ angeregten Satire, mit der er 2001 die Kastrations- und Verlustängste der neuen Bürgerlichkeit persiflierte. Roehler ist der Ko-Autor von Niklaus Schillings „Deutschfieber“ (1992), Ko-Autor von Schlingensiefs zwischen 1994 und 1997 entstandenen Filmen „Terror 2000“, „United Trash“ und „Die 120 Tage von Bottrop“. Autor von „Der alte Affe Angst“, in dem er die in „Silvester Countdown“ ausgefochtene Geschichte einer zerstörerischen Liebe am Beispiel zweier älterer Figuren weitererzählt. Als „echter Punkfilm“, wie Roehler sagt, verdankt sich „Silvester Countdown“ seiner „Bilderbuchbeziehung“ mit einer Maskenbildnerin aus dem Osten, einer Mitte der Neunziger durchlebten narzisstischen Farce, deren Dialoge er am Ende im Nebenzimmer seiner Wohnung einfach mitgeschrieben hat.



Seine Gedanken zur Gegenwart, meint er, sind so nichtig wie die Gegenwart selbst.



Ganz früher war der Club „Ex'n'Pop“ hier an der Mansteinstraße.

# UR BERLIN

Kurzgeschichten, die er Anfang der Achtziger schrieb. „Im Grunde waren wir eher existenzialistisch drauf, immer schwarz gekleidet. Enge Röhrchen und spitze Schuhe. Auch die Haare schwarz gefärbt.“ Er steht vor einem Burger King an der Joachimsthaler Straße, wo sich einst die Peepshow befand, in der er als Putzer jobbt hat. An der Linienstraße stakert er leise durch den Flagship Store von Kaviar Gauche, dem 2004 von seiner Frau mitbegründeten Modelabel, und lässt eine Hand in die champagnerfarbenen Brautkleider gleiten. Für Harry Hass war Roehler ein „Dandy“, ein Sohn aus gutem Hause, „der damit beschäftigt war, die Bügelfalte seiner Hose zu ordnen“ und seiner Mutter 100 Mark zusteckte für ihre „existenziell notwendigen Medikamente“. Roehler geht am Penny-Lane-Frisörsalon vorbei, der irgendwann zur Gartenlaube umdekorierten Dönerbude des Punk, in der das Foto einer von der „Tödlichen Doris“ organisierten Ausstellung aufgenommen wurde, das „Das Abschnappuniversum“ schmückt, Roehlers 1984 unter dem Namen Oskar von Reuth herausgegebene „deutsch-deutsche Anthologie“, in der er mit anderen Berliner Autoren „die hoffnungslose Ruhe vor dem Sturm“ zu beschreiben versucht, die Einöde und den Aberwitz im „Hexenkessel“ der alten Hauptstadt. „Ich habe davon geträumt“, so Roehler in seinem Vorwort, „dass ich eine Raupe inmitten vieler Würmer bin.“

Er spannt beim ersten Regentropfen einen Schirm auf, so als könnte ihm der Regen die Farbe aus dem Haar waschen. Er zeigt auf einen Stromkasten, auf dem früher „die einbeinige Nutte“ saß, von der er in „Mein Leben als Affenarsch“ erzählt. In der Potsdamer Straße, nur einen Steinwurf weiter, steht er vor dem Haus, in dem sich die herrschaftliche Wohnung befand,



Bei „Sapori Italiani“ gibt es Fischteller mit Kartoffeln und Gemüse, wie gestern.



Seit zehn Jahren lebt Oskar Roehler über den Dächern Berlins, an der Prenzlauer Allee.

in der er von 1983 an etwa ein Jahr lang lebte, ein Leerstand der Neuen Heimat im West-Berliner Wasteland, den Roehler zusammen mit Harry Hass geknackt und in Beschlag genommen hatte, und betrachtet die Klingelschilder, auf denen noch immer ein paar alte Namen stehen.

„Was Freundschaft heißt“, sagt Oskar Roehler, „zeigt sich ja eigentlich erst bei der Arbeit.“ Er sitzt mit Charly Koschnick am Tisch, seinem langjährigen Kameramann, einem seiner engsten Komplizen. Wenn Dreharbeiten sind, fahren die beiden meist im selben Wagen zum Set. „Wenn gedreht wird, brauchst du wenigstens einen Verbündeten“, sagt Roehler, „und so, wenn nicht am Set, sollte sich echte Freundschaft beweisen?“ Schlingensiefel ist seit Jahren tot, Harry Hass ist offenbar wieder im Underground unterwegs. Tom Tykwer hat er aus den Augen verloren. „Schon früher war Oskar eigentlich nicht in großen sozialen Zusammenhängen tätig“, so Horst Markgraf, mit dem Roehler mal zusammengewohnt hat, den er heute aber ebenfalls nicht mehr regelmäßig sieht. Auch Charly Koschnick trifft er in Berlin nicht einfach mal auf ein Bier.

Er ist ein Außenstehender, unberührbar, so, als ginge es immer noch darum, die eigene Haut zu retten. So, als könnte jede Freundschaft das Urvertrauen erschüttern, das er sich seit der glücklichen Erlösung durch den Suizid der Mutter aufzubauen versucht. Am liebsten ist er abends zu Haus im Panzer der Wohnung und unterhält sich bei einer Flasche Rotwein mit seiner Frau oder hört sich an, was sie über die Firma erzählt. „Das erinnert mich an die Gespräche meiner Großeltern über ihre Firma, die Gartenzwergfabrik.“

Kürzlich hat er „Quellen des Lebens“ zufällig im Fernsehen wiedergesehen, den einzigen seiner Filme, über den er kritiklos ins Schwärmen gerät, einen Film, „der im Kino ja ebenfalls ein vollkommener Flop gewesen ist und seine Rehabilitation erst dadurch erfuhr, dass er dann immer wieder im Fernsehen gezeigt wurde“. Er schwärmt von der anführenden Zuschauerpost, die er zum Beispiel von Kriegskindern wegen des Films erhält, eine schwärmerische Selbstbeglückung, die irgendwann nervt, weil Roehler offenbar verdrängt oder nicht begriffen hat, dass sich seine Einzigartigkeit nicht in Bewunderung, sondern in der Überwältigung und Verstörung des Publikums zeigt, in der Kompromisslosigkeit, mit der er etwa in „Silvester Countdown“ oder „Der alte Affe Angst“ von eigener Zerrissenheit und dem Schmerz menschlicher Existenz erzählt. Die Schmuseklassik, die er so gerne hört, kauft er am liebsten im Fünferpack.

Charly Koschnick sagt, dass er ja auch schon lang nicht mehr zu Klassentreffen gehe, und erzählt von Mädchen aus besseren Kreisen, die es damals mit den Idealen des Underground nicht so ernst gemeint hätten und heute als arrivierte Gattinnen mit ihren Kindern dasäßen, von einem Junkie, der alles nicht mehr ausgehalten hat und sich am Fensterkreuz erhängte. Er erzählt vom Drive der Dreharbeiten zu „Tod den Hippies – es lebe der Punk“, die wegen des geringen Budgets in Rekordgeschwindigkeit absolviert werden mussten, von dem Dreh in einer der letzten noch authentischen Peepshows in Bochum und den wenigen Außendrehn in Berlin.

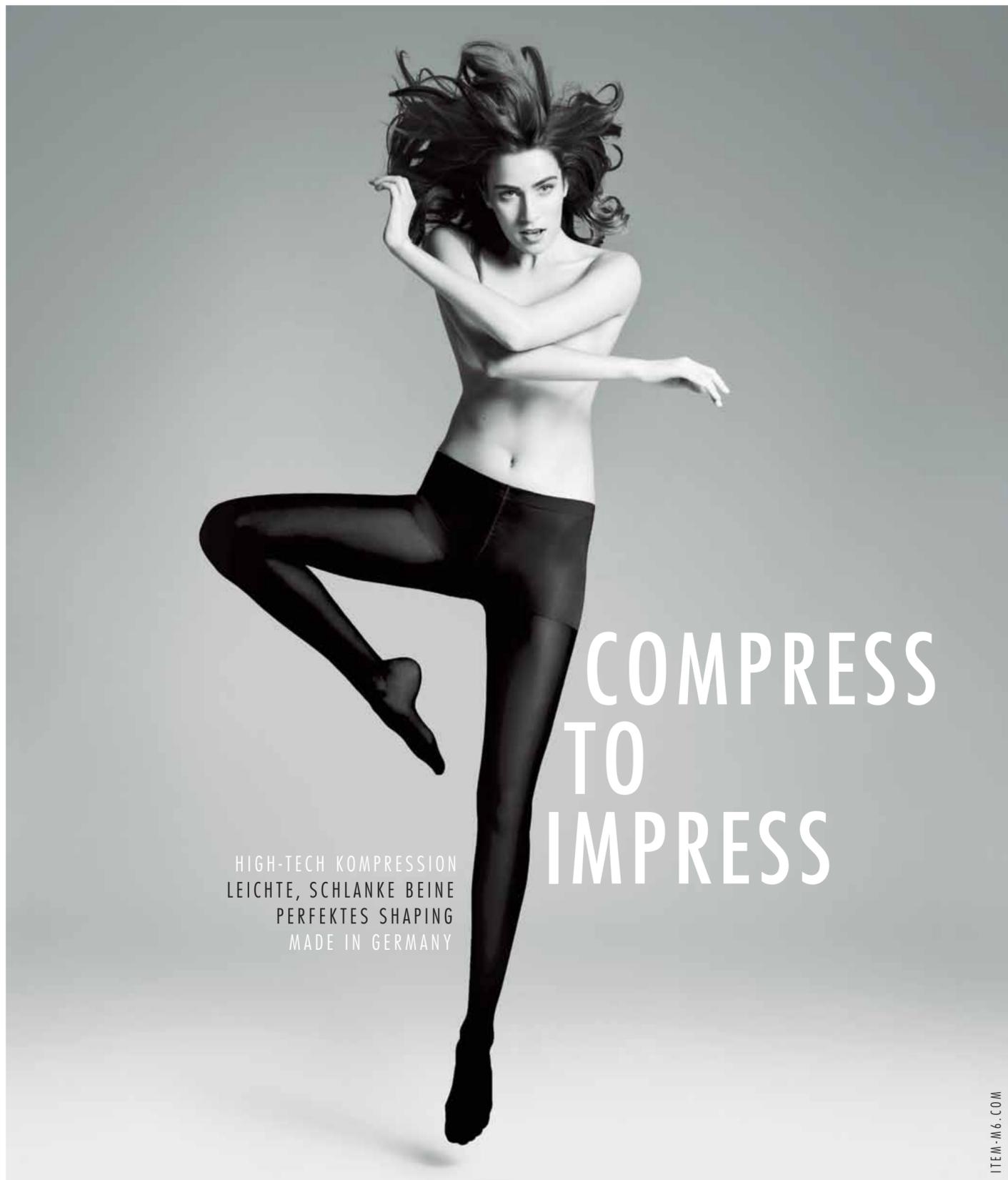
„Wir haben aus Berlin überhaupt keine Fördergelder erhalten“, sagt Roehler, der sich anders als bei „Quellen des Lebens“, dem beinahe staatstragend geförderten, lähmenden Deutschland-Epos, dieses Mal

unter dem großen Geld wegducken konnte und mit seinem neuen Film wohl nicht zuletzt deshalb aufs Ganze geht. „Tod den Hippies – es lebe der Punk“ ist furchtlos und obszön, ein schrilles, anarchisches Zeitbild auf Speed, in dem Roehler sich jeden noch so politisch unkorrekten oder gesellschaftskritischen Witz erlaubt. „Gott ist nicht im Arsch der Schwulen“: Blixa Bargeld fand den Film jedenfalls „okay“.

„Aber das Buch ist für mich natürlich viel wichtiger als der Film“, sagt Roehler, als er später die Torstraße entlanggeht. Er zückt das Blackberry und ruft seine Lektorin an, weil er den Erscheinungstermin von „Mein Leben als Affenarsch“ nicht mehr weiß und sie darauf hinweisen muss, dass sie einen der Namen, die aus rechtlichen Gründen vorsichtshalber verändert wurden, an einer Stelle übersehen hat. Er weicht etwas umständlich einem Dobermann aus, der friedlich auf dem Gehweg sitzt, und erzählt von einem Text über einen Streit unter Freunden, den er aufgab, weil er sich am Ende nicht bewältigen ließ.

In „Mein Leben als Affenarsch“ erzählt er von dem Chaos, aus dem die Sehnsucht kommt, Roberts einzige Energie, von seiner unstillbaren Lebensgier, seinem sexuellen Hunger und seiner Abwehr aus Angst vor der Verlassenheit, von einer unergründlichen Verzweiflung, die Roehler in mitunter kaum zu ertragende Bilder übersetzt. Todessehnsucht, schwarze Romantik, Schmerz als der Quell des Lebens, ein Lachen über den Irrsinn der Existenz. Roehlers Film ist wie ein Kurzschluss der Erinnerung, ein gleißender Blitz am Nachthimmel Berlins, aber der Roman ist wie die kosmische Dunkelheit, die zurückbleibt, wenn das Licht erlischt. Kein Bericht aus dem Underground, sondern aus dem Unbewussten der Stadt, in das Roehler den Privatmythos seiner Biographie einschreibt, als ginge er uns alle an.

Er biegt um ein paar letzte Straßenecken: „Gleich sind wir da.“ Er stößt die Tür zu Galeria Kaufhof am Alexanderplatz auf und geht an allem Klimbim vorbei zu „Sapori Italiani“, dem Italiener in der Gourmetabteilung, wo er oft zu Mittag isst und vom Personal mit beinahe schon freundschaftlichem Handschlag begrüßt wird. „Warum macht man in Filmen nur immer so langweiligen Kram, statt einfach symbolhafte Bilder für einen bestimmten inneren Zustand zu finden, wie man das in einem Roman tun kann?“ Er sitzt an der Feinschmeckertheke und trinkt eine große Apfelsaftschorle. „Vielleicht muss man einfach mal einen Film über Kippenberger machen oder einen radikalen Film über einen Penner nachschieben.“



# COMPRESS TO IMPRESS

HIGH-TECH KOMPRESSION  
LEICHTE, SCHLANKE BEINE  
PERFEKTES SHAPING  
MADE IN GERMANY

# ITEM m6

THE INTELLIGENT LEGWEAR

# MEINE HERREN, WAS FÜR KERLE!

Von Grizzlys, Rockstars und Narzissten: Ein Ausflug in die wunderbare Welt der Männermagazine.

Von Jörg Thomann

Männer sind seit jeher die Sorgenkinder der Druckerzeugnishersteller. Die Kerle lesen einfach viel weniger als Frauen – kaum Bücher, kaum Zeitschriften, und wenn, dann meist dubios anmutende Publikationen für abseitig Interessierte namens „Kicker“, „Auto-Bild Allrad“ oder „Manager-Magazin“. Daneben halten sich jedoch tapfer ein paar Hefte, die sich regelmäßig bemühen, das Wesen Mann ganz zu erfassen: die sogenannten Männerzeitschriften, früher auch als Herrenmagazine bekannt. Allerdings haftet jenem Begriff, dem seriösen „Herrn“ zum Trotz, heute ein leicht verschwitzt-frivoler Klang an. Er scheint ähnlich aus der Zeit gefallen wie das gute alte Herrengedeck.

Es ist noch gar nicht lange her, da ließen sich die heterosexuell orientierten Männerzeitschriften grob in zwei Kategorien einteilen: solche mit einer Frau vorne drauf und solche mit einem Mann. Der Mann war meist angezogen, die Frau eher nicht. Hefte wie „Men's Health“ haben diese Grenze eingerissen, sie entblößen lieber eine Männer- als eine Frauenbrust. Heutzutage herrscht auf den Titelseiten der Männermagazine die neue Unübersichtlichkeit: Es tummeln sich Frauen und Männer, Männer ohne oder mit Kleidern, ohne oder mit Bart, in dem dann gern auch Eiszapfen hängen dürfen. Manchmal findet sich auf dem Cover auch nur ein saftiges Stück Fleisch, nicht von Frau oder Mann, sondern vom Rindviech. Meine Herren, wer soll das alles lesen? Der verantwortliche Redakteur dieses Magazins war der Meinung: wir.

Wir kämpfen uns ja schon Woche für Woche durch einen Stapel bunter (Frauen-)Hefte, um die „Herzblatt-Geschichten“ der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung zu schreiben, da kommt es auf zwei, drei Zeitschriften mehr oder nicht an. Oder auf zehn. So viele Titel haben wir vom Kiosk ins Büro geschleppt und dabei festgestellt, dass Männerzeitschriften nicht nur teurer sind als Frauenzeitschriften, sondern auch schwerer – was logisch ist: Männer sind nun mal körperlich stärker als Frauen, und leider Gottes verdienen sie im Durchschnitt noch immer mehr. Das teuerste Heft, das Fleischslustblatt „Beef!“, kostet satte zehn Euro. Dafür kriegt man beim Metzger bestimmt ein gutes Kilo Rinderhack.

„Für Männer mit Geschmack“ ist „Beef!“ gedacht, und der sollte möglichst nicht vegan sein. Gut, es gibt auch 24 Seiten über Brote, doch im Grunde dreht sich hier, und zwar manchmal auch am Spieß, alles ums Fleisch in sämtlichen Lebensformen. Man preist „Wildsaunacken mit

Maronen“ oder „Elchunterschale in Cranberry-Sud“ und fragt sich: „Wie schmeckt eigentlich... Lama?“ („Nächste Folge: Flughund“). Wer nicht nur Jäger, sondern auch Sammler ist, freut sich vielleicht über ein „Grilled Bacon and Cheese Sweatshirt“ mit kalorienreichem Aufdruck, auf dem auch Fettflecken nicht so arg auffallen dürften.

Wem das alles zu proteinhaltig ist, den beruhigt die „Beef!“-Redaktion: „40 mg Vitamin C sind durchschnittlich in 100 Gramm Salami enthalten. Mehr als in Äpfeln.“ Eine Salami am Tag hält den Doktor fern? Bei aller Völlerei verliert „Beef!“ jene nicht aus dem Blick, die hinterher spülen müssen – und lässt fünf Tellerwäscher, die meisten von ihnen Afrikaner, ihre abenteuerlichen Lebensgeschichten erzählen. Eher im eigenen Saft schmort man in der Rubrik „Ein Mann und seine Küche“, wo der Chefredakteur von „Dogs“ besucht wird, ebenfalls ein Heft von Gruner + Jahr. Sollte der Chefredakteur von „Beef!“ einen Hund haben, wird er sicher bald in „Dogs“ porträtiert.

Fleischkonsum in exorbitantem Ausmaß ist auch im aktuellen Heft von „Business Punk“ ein Thema, und zwar als Geschäftsmodell. Die Redaktion hat den „Heart Attack Grill“ in Las Vegas besucht, zu dessen Spezialitäten frittierte Fleisch-Sticks zählen, die man in einen Milchshake taucht, in dem stättliche Butterstücke schwimmen. Das Konzept des Lokals besteht laut „Business Punk“ darin, via Schocktherapie seine fettleibigen Gäste von ihrer Fresssucht zu befreien. Man kann freilich auch ganz ohne Schock dort fressen, wenn wir es richtig verstanden haben – was aber nicht sicher ist, weil wir nicht unbedingt zu den „lässigen Zukunftspatrioten“ zählen, die das Heft als „Ziellerschaft“ angibt. Wir haben schon Probleme, die bisweilen extrem mickrige Typo zu entziffern.

Auch hätten wir auf dem Cover Bonin Bough nicht erkannt, den „Rockstar des Digitalmarketings“, und all die anderen Werber, Startupper und Videofilmer, von denen „Business Punk“ berichtet. Zu den wenigen uns bekannten Gesichtern zählen Joaquin Phoenix und die offenbar ziemlich geschäftstüchtige Katze Choupette des Modebusiness-Punks Karl Lagerfeld.

Phoenix hat auch „GQ“ ein Interview gegeben. Coverboy jedoch ist Schauspielkollege James Franco, der seinen Bizeps enthüllt, was bei ihm wohl ironisch zu verstehen ist – schreibt der Yale-Student doch gerade an seiner Dissertation über „Queer Theory“, was er seinem Interviewer von „GQ“ wie folgt übersetzt: „Wir untersuchen die Darstellungen von schwulen, lesbischen, transsexuellen und ande-

## WAS KRIEGT MAN FÜR SEIN GELD: MÄNNERHEFTE IN ZAHLEN

	Preis in Euro	Seiten aktuelle Ausgabe	Ausgaben im Jahr	Fotos von Vollbärten	Fotos nackter Brüste	Fotos von Fleisch	Interviews mit Joaquin Phoenix	Abo-Prämie (Auswahl)
GQ	5,00	230	12	37	1	-	1	35-Euro-Gutschein für Aral
L'Officiel Hommes	6,00	284	4	22	-	-	-	-
Playboy	5,90	158	12	7	46	1	1	Black&Decker Auto-Handstaubsauger
Tweed	9,80	132	6	13	-	-	-	Kent-Taschenkamm vom Höffleferanten
Men's Health	4,50	140	12	13	5	-	-	Hammer-Kurzhanthel-Set 10 Kilo
Gala Men	5,00	148	5	17	2	-	-	Ein Gratis-Heft
Business Punk	6,00	152	6	22	-	2	1	Teilnahme an einer Tablet-Verlosung
Beef!	10,00	174	6	2	-	51	-	Ein attraktiver Schubser
Instyle Men	3,50	142	4	40	-	-	-	-
Free Men's World	5,80	164	4	12	-	-	-	Ein Gratis-Heft

ren nichttraditionellen sexuellen Orientierungen in Film und Literatur.“ „GQ“ rüttelt tollkühn an den Grundfesten traditioneller Männlichkeit, schickt einen Reporter zu den Speerspitzen des Gender Mainstreaming, druckt Rezepte wie „Mandelgrapeubenbrei mit Früchtekompot“ – nimm das, „Beef!“ – und lässt den sanften Rainer Langhans ein Hohelied aufs Internet singen: „Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit gibt es eine Milliarde Freunde auf der Welt. Und diese Freunde werden keinen Krieg führen, wenn sie alles Wissen teilen.“ Bleiben bei sieben Milliarden Erdbewohnern allerdings sechs Milliarden, die nicht befreundet sind. Schwierig. Als Antipode des Apo-Opi-Uropisten darf Matthias Sammer gelten, der als Bayern-München-Kampfschwein nicht nur Freund und Feind klar zu trennen weiß, sondern auch Mann und Weib: „Wir sollten auf die Natur der Menschen hören“, erklärt Sammer im „GQ“-Interview. „Wenn ich nicht das Geld verdienen und meine Frau die Kinder erziehen würde – das wäre eine Katastrophe. Weil ich da nicht die Qualität meiner Frau habe.“ Nimm das, Gender Mainstreaming!

Mit mehr Muskeln wäre Sammer insofern ein idealer Cover-Kandidat für „Men's Health“, wo das Männerbild noch intakt ist. Für schwächelnde Geister ist kein Platz in den gesunden Körpern, die das Narzissten-Zentralorgan zelebriert. „Es macht mich wahnsinnig stolz, mit einem so tollen Team ein so starkes Heft zu produzieren, das so viele Menschen inspiriert, ihr Leben zu verbessern!“, schreibt der Chefredakteur im Editorial, und man meint als Echo

ein „Tschakka!“ zu hören. Neben Qualen sollte der „Men's Health“-Leser auch Zahlen schätzen („10 Forever-Young-Tricks“, „4 x 4 Lebensmittel, die Sie brauchen“, „84 neue Wampe-weg-Tricks“). Und er dürfte, anders als wir, längst wissen, dass mit den „10 Burpees“, die man gleich nach dem Aufstehen machen sollte, keine Rülpserei gemeint sind.

Bei „Tweed“ werden zwar „langlebige Hanteln aus reinstem Edelstahl mit Kohlestoffbeschichtung“ angepriesen, die mit Diamantbesatz gern 35.000 Euro kosten dürfen und sicher viel besser sind als unsere kurzlebigen Hanteln, die wir alle zwei Wochen ersetzen müssen. Vor allem aber sollte der gesunde Körper hier in feiner Kleidung stecken. Am besten in Tweed, welches das einzige Gewebe der Welt sein dürfte, nach dem sich ein Magazin benannt hat – wovon Wollvelours, Borkenkrepp oder Popeline nur träumen können. Der „Tweed“-Geschmack ist erlesen und exzentrisch. Oldtimer und Chesterfield-Möbel schätzt man ebenso wie Jagdgewehre. Und wer bei „Tweed“ immer nur Tweed versteht, ist hier ganz falsch. Trotzig hat sich das Magazin vom Social-Media-Schnickschnack verabschiedet: „Es steht nirgends geschrieben, dass man verpflichtet ist, eine Facebook-Seite zu betreiben.“

Eine elitäre Attitüde ist auch „L'Officiel Hommes“ zu eigen – zu erkennen an Behauptungen wie „Der Kaschmirmantel gehört definitiv zur Garderobe eines modernen Gentlemans“, vor allem jedoch an der Riege der im Männersegment recht exotisch anmutenden Gesprächspartner: Kennen Sie den Medienkünstler Stephan Crasneanski?

Starke Ansprache: Die Titelseiten des Monats sehen dich an. FOTOS FRANK RÖTH





Regieren für die SPD: Michael Ebling (oben) und Sven Gerich

# „ALLE MAINZER SIND VOM ANDEREN UFER“

Michael Ebling und Sven Gerich, die Oberbürgermeister von Mainz und Wiesbaden, sind homosexuell. Ein Gespräch über derbe Witze, Küsse im Fernsehen und das Glück, kein Profifußballer zu sein.

*Meine Herren, Sie sind beide homosexuell, und wir wollen über Homosexualität sprechen. Vermutlich wäre ich nie darauf gekommen, mit zwei heterosexuellen Oberbürgermeistern über Heterosexualität zu sprechen. Liegt da nicht schon das Problem?*

GERICH: Bei mir ist es die zweite Anfrage nach einem Interview zu diesem Thema. Die erste habe ich abgelehnt. Da habe ich gesagt, ich möchte mich dazu nicht äußern, weil es für das, was ich mache, keine Rolle spielt. Als jetzt Ihre Anfrage an uns beide kam, haben wir erst mal herzhaft gelacht. Und dann gesagt: Homosexualität ist eben nach wie vor nicht gesellschaftliche Normalität, und deswegen muss man verstehen, wenn man danach gefragt wird. Und weiter darüber reden. Es wird ja nicht dadurch normaler, dass man dazu schweigt.

*Die britische Organisation „Stonewall“, die gegen die Diskriminierung von Lesben und Schwulen kämpft, hat eine Kampagne für homosexuelle Jugendliche aufgelegt. Der Slogan: „It gets better.“ Sehen Sie das auch so?*

GERICH: Durchaus. Heute hatte ich hier im Rathaus eine siebte Klasse aus einer integrierten Gesamtschule in Wiesbaden. Die sind mit dem Thema völlig entspannt umgegangen. Die haben mich gefragt, ob ich mit meinem Partner zusammenwohne und andere Dinge mehr. Kein Kichern, kein Gackern, obwohl die jungen Menschen alle in der Pubertät sind.

EBLING: Ich glaube auch, dass es besser geworden ist, wobei ich mich selten auf Schulhöfen aufhalte. Von Gesprächen mit Lehrern weiß ich allerdings, dass „schwul“ als Schimpfwort immer noch ein Thema ist. Alles, was schlecht ist oder blöd, ist irgendwie „schwul“. Das ist nicht schön, und ich will das auch nicht bagatelisieren. Aber es dürfte auch eine Mode sein, die wieder verschwindet. Selbst wir haben früher Schimpfwörter benutzt, die heute nicht politisch korrekt wären. Ich nenne jetzt bewusst keine Beispiele...

*Würden Sie von Lehrern erwarten, dass sie einschreiten, wenn sie das Wort „schwul“ als Schimpfwort hören? Oder ist das womöglich eine Form von Überaufgeregtheit, die das Ziel, dass Schwulsein als normal wahrgenommen wird, auch ein bisschen konterkariert?*

EBLING: Ein Schimpfwort bleibt ein Schimpfwort, und eine Diskriminierung bleibt eine Diskriminierung. Die

treibt mir jetzt nicht den Angstschweiß auf die Stirn, aber von einem Pädagogen würde ich schon erwarten, dass er in einem solchen Fall die Auseinandersetzung sucht. Das gilt aber für Beleidigungen jedweder Art und unabhängig davon, ob sie beim Adressaten als solche ankommen oder nicht. Allerdings sollte die Verhältnismäßigkeit gewahrt bleiben. Einem Jugendlichen, der Hausaufgaben „schwul“ findet, würde ich zubilligen, dass er lernfähig ist. Da braucht es wahrscheinlich nur einen kleinen Anstoß.

*Es gibt ein Interview mit Franz Beckenbauer, in dem er von seiner Zeit in New York und seiner Freundschaft mit dem ziemlich homosexuellen Balletttänzer Rudolf Nurejew erzählt. Als sie zusammen in einem Restaurant saßen, habe Rudolf versucht, sich mit seinem, also Beckenbauers Knie zu beschäftigen. Da habe er zu Nurejew gesagt...*

EBLING: ...lass die Hand bei Dir!

*Genau. Und Beckenbauer weiter: „Ich gehöre einer anderen Fakultät an.“ Ist Beckenbauers Verhalten okay? Oder verbirgt sich dahinter schon eine leichte Diskriminierung, in der Wendung „einer anderen Fakultät angehören“?*

EBLING (ZU GERICH): Sagen das auch die Wiesbadener über die Mainzer?

GERICH: Wir sagen: vom anderen Ufer. Alle Mainzer sind vom anderen Ufer.

EBLING: Was gibt's noch? Der hat 'ne andere Postfeldnummer...

GERICH: Ich sprech' immer von der erhöhten Grundtemperatur.

EBLING: Sie merken schon, wir sehen das eher locker. Was natürlich auch damit zu tun hat, dass wir in unserem Umfeld nicht permanent Anfeindungen ausgesetzt sind.

*Würden Sie auch über einen Heterosexuellen sagen, der hat eine andere Postfeldnummer?*

EBLING: Das ist eine interessante Frage, ob man sich umgekehrt auch so abgrenzt. „Hete“ gibt es. Aber das wird eher humorvoll verwendet. Humor ist überhaupt wichtig. Wir hatten vor kurzem die Määnner Fassenacht. Der Sitzungspräsident von „Mainz bleibt Mainz“ beschrieb da in seiner Rolle als Messdiener sein Bild von Vielfalt in der Gesellschaft. Da sagte er sinngemäß, es gibt die Männer mit den Frauen, die Frauen mit den Frauen und die Männer mit den Männern – alles schön. Nur: Muss

der Mainzer Oberbürgermeister ausgerechnet den von Wiesbaden küssen?

*Sie spielen darauf an, dass Sie beide sich 2014 bei „Mainz bleibt Mainz“ vor laufender Kamera geküsst haben.*

EBLING: Das ist für mich die Potenz von Normalität: dass man sich nach einem Küsschen unter Männern nicht darüber lustig macht, dass zwei Männer sich geküsst haben, sondern dass es der Mainzer OB ausgerechnet mit dem Wiesbadener gemacht hat.

*War die Aktion geplant?*

GERICH: Nein, das ist aus dem Moment entstanden. Vorausgegangen war der Gag des Büttendredners, wir könnten doch heiraten. Da haben wir, angefeuert durch das Publikum, versucht, das Beste daraus zu machen – und es nicht bereut. Der Sender schien allerdings sanft darauf hingewirkt zu haben. Wir wurden jedenfalls darum gebeten, uns einander gegenüber zu setzen.

*Kamen danach blöde Bemerkungen?*

EBLING: Es gab einen super-edel-korrekten Menschen, der mich darauf aufmerksam gemacht hat, mit Heterosexuellen würde man solche Späße natürlich nicht machen.

*Sind Sie beide eigentlich der Typ des jeweils anderen?*

EBLING: Ich will es mal so formulieren: Seit wir uns kennen, wissen wir voneinander, dass wir in festen Händen sind. Und da ist es dann – ja, sogar bei uns! – nicht so, dass wir sagen: Komm, wir taxieren mal.

GERICH: Oder dass wir schauen, wann der Deutsche Städtetag mal eine schöne Reise macht, wo wir ein paar Tage zusammen verbringen können.

EBLING (AN GERICH GERICHTET): Dein Hund wär' mir auch zu klein.

*Welcher Hund?*

GERICH: Ich habe eine französische Bulldogge, er einen Labrador.

EBLING: Auch die sind sich übrigens noch nicht näher gekommen.

*Wir waren beim Humor. Der ist ja angeblich so wichtig für unser westliches Freiheitsverständnis, Stichwort „Je suis Charlie“. Aber was folgt daraus für unser Thema? Dass es*



„Humor ist wichtig“: An heiterer Gelassenheit fehlt es den Stadtoberhäuptern Sven Gerich (links) und Michael Ebling schon mal nicht.

*möglich sein muss, über Schwule genauso Witze zu machen wie über Mobammed?*

GERICH: Bei der Religion sehe ich die Grenze schneller überschritten.

*Warum?*

GERICH: Empfinde ich so. Ich bin ein gläubiger Christ, auch wenn ich nicht jeden Sonntag in die Kirche gehe. Von einer Satire, die sich über Jesus am Kreuz lustig macht, würde ich mich eher getroffen fühlen als von Witzen über sexuelle Identität.

EBLING: Ich glaube, es gibt nur gute und schlechte Witze. Und wenn jemand mit einem Witz beleidigen will, dann ist der Witz meistens auch nicht gut. Dann würd' ich sagen: Lass stecken.

*Sie haben den Wunsch geäußert, dass Homosexualität als normal angesehen wird. Diejenigen, die das nicht wollen, argumentieren auch mit der Normalität, indem sie etwa sagen: Menschliche Paarbeziehungen sind auf Fortpflanzung angelegt. Hilft uns der Begriff „Normalität“ an dieser Stelle weiter?*

GERICH: Normal ist, was ist, wie es ist. Es gibt diese schöne Persiflage: „Wann hast Du Dich entschlossen, heterosexuell zu sein?“ Das würde kein Mensch ernsthaft fragen. Und so haben auch wir weder einen Beschluss gefasst, homosexuell zu sein, noch Medikamente zu diesem Zweck genommen.

EBLING: Zu sagen, Homosexualität ist abnorm, ist der Versuch, Menschen aus dem Menschengeschlecht auszugrenzen. Das ist völlig inakzeptabel.

*Was halten Sie von der These, die gesetzliche Gleichstellung von homosexuellen Lebenspartnerschaften mit der Vater-Mutter-Kind-Familie würde dem Aussterben der Gesellschaft Vorschub leisten?*

GERICH: Das ist Unsinn. Für den Fall, dass wir ein Kind adoptieren sollten, heißt das ja nicht, dass der- oder diejenige dann auch homosexuell „wird“. Entweder man ist es, oder man ist es nicht. Das ist keine Frage von Erziehung.

*Sind Sie fürs Adoptionsrecht von Homosexuellen?*

GERICH: Zwei Frauen oder zwei Männer können genauso gut Kinder erziehen wie ein Mann und eine Frau. Aber eben auch genauso schlecht.

EBLING: Völlig d'accord. Es ist in jedem Fall ein Stück soziale Stabilität, wenn Menschen sich binden, füreinander einstehen. Es gibt zu viele, die das nicht tun. Über die würde ich mir als Gesellschaft eher Gedanken machen.

*Manche sagen: Im Zweifel müssten es die Kinder ausbaden, wenn sie im Kindergarten gehänselt werden, weil sie zwei Väter haben.*

GERICH: Die Erfahrungen sind da gar nicht so schlecht. EBLING: Hinzu kommt, dass die gesellschaftliche Breite in so einem Kindergarten sowieso größer geworden ist. Vielleicht wird bei dem einen Jungen gesagt: Der hat zwei Mütter. Bei dem anderen: Sein Vater ist arbeitslos. Beim dritten: Der ist schwarz und hat weiße Adoptiveltern. Das kann man in vielen Facetten durchspielen, und das bekommt man auch nicht negiert.

*Sie haben dem Slogan „It gets better“ zugestimmt. Wie war es denn früher? Sind Sie da schon mal Diskriminierung ausgesetzt gewesen?*

EBLING: Ich kann mich an nichts dergleichen erinnern. Aber ich bin auch ein ziemlicher Spätzünder, biographisch gesehen. Als mir klar war, ich bin schwul, das ist mein Weg, war ich schon weit in den Zwanzigern. Hinzu kommt, dass ich das nie so wahnsinnig zum Thema gemacht habe. Danach wurde ich auch schon kritisch gefragt: Warum trägst du es nicht stärker nach außen? Ich gehöre sicher nicht zu den mutigsten Wortführern der Gleichstellungspolitik.

*Aus Angst oder aus Prinzip?*

EBLING: Ich möchte mir in solchen Fragen bewusst eine gewisse Privatheit bewahren. Nicht, um ein Geheimnis daraus zu machen. Mir geht es nur darum, eine Grenze zu ziehen, zu wissen: Hier ist Schicht. Das hat sich mit meiner Rolle in der Öffentlichkeit sogar noch ein bisschen verstärkt. Ich finde es beruhigend, dass die Hecke um das Grundstück hoch genug ist, dass selbst diejenigen, die am Gartentürchen stehen, nicht sehen können, ob ich auf der Terrasse im Unterhemd hocke oder penne.

GERICH: Ich bin auch ein Spätzünder, aber nicht ganz so spät wie er. Bei mir war's Ende der Zehner. EBLING: Er war schon immer flinker! GERICH: Es gab bei mir einen Prozess, der mag ein halbes, dreiviertel Jahr gedauert haben. Ich war damals in

die erste eigene Wohnung gezogen, dadurch entstand sowieso schon eine Delle im Leben, und dann hab' ich eben zusehends gemerkt, dass es das mit den Mädels nicht so ist. Aber ich kannte keinen anderen, bei dem das auch so war. Irgendwann habe ich es dann meinem besten Freund erzählt. Feuerwehrkamerad. Feuerwehr ist ja nicht ganz einfach bei dem Thema. Und der Freund hat toll reagiert. Er hat gesagt: „Sven, mach doch einfach dein Ding. Solange du die Finger von mir lässt, ist alles in Ordnung.“ Das war für mich das Signal, dass ich weder krank bin noch irgendeinen anderen Schaden habe. Ich hab' mir danach keine rosa Federboa um den Hals gehängt, aber ich bin ganz offen damit umgegangen.

*Sie haben damit gute Erfahrungen gemacht?*

GERICH: Auch in der Feuerwehr! Als es noch nicht raus war, hat ein älterer Kamerad mal einen richtig derben Witz gemacht. Der war natürlich nicht gegen mich persönlich gerichtet, trotzdem fühlte ich mich in meinem ganzen Sein angegriffen. Dem hab' ich dann zwei, drei passende Sätze gesagt, sodass er ganz irritiert guckte. 14 Tage später wusste er, was los war – und hat sich bei mir entschuldigt.

*Womit lässt sich besser umgehen: mit persönlichen Angriffen oder mit allgemeinen Ressentiments?*

EBLING: Mich besorgt, wenn Polemik dumpf und anonym rüberkommt. Mir ist jeder AfD-Politiker, der mit seinem Gesicht vorne steht und sagt, ich halte euch für falsch, lieber als eine anonyme Masse. Denn da weiß ich nicht, wo mein Gegenüber ist, wo es sich versteckt.

*Was meinen Sie mit Masse? So etwas wie Pegida?*

EBLING: Das ist hier kein ganz falsches Stichwort. Natürlich trägt Pegida die Homophobie nicht im Namen, und ich bin auch kein Soziologe. Aber ich vermute mal, dass der Grad der Homophobie doch in hohem Maße korreliert mit dem Grad der Islamfeindlichkeit.

GERICH: Das gehört in dieselbe Kiste. In beiden Fällen geht es um Angst vor gesellschaftlichen Veränderungen, beide Male ist der Glaube an die Richtigkeit der eigenen Sichtweise unerschütterlich.

*Können Sie besagte Ängste ein kleines bisschen nachvollziehen?*

EBLING: Ich lebe im Mainzer Arbeiterstadteil Mombach, ist natürlich auch schon wieder ein Klischee, ist jetzt aber

wurscht. Da gibt es die Mehrgeschosswohnungen, in denen früher die Facharbeiter der Firma „Schott Glaswerke“ mit ihren Familien gewohnt haben. Die hießen Müller, Maier, Schulze. Heute heißen die Bewohner halt auch mal Yıldız, Özmir, Arslan. Und von vier Metzgern ist vielleicht noch einer geblieben, dafür sind zwei Dönerläden hinzu gekommen. Dass Menschen, die ihr Umfeld über Jahrzehnte gewohnt waren, die das wahrscheinlich auch als Schutz empfunden haben, diffuse Gefühle entwickeln, wenn sich etwas verändert, das finde ich erst einmal nicht absurd, sondern zutiefst menschlich. Da müssen auch wir politisch Verantwortlichen Erklärstückchen liefern. Aber wir sind schon auch eine Verantwortungsgesellschaft, in der jeder selbst wissen und dafür einstehen muss, was er sagt und was er tut. Da darf man dann auch mal fragen: Hast du dich wirklich informiert? Weißt du eigentlich, wer da vorne auf der Bühne das Maul aufreißt?

*Als Politiker sind Sie in mehrerlei Hinsicht in einer privilegierten Position. Gilt das auch für den Umgang mit der Homosexualität?*

GERICH: Zumindest haben wir es leichter als Profifußballer. Aber auch erst seit Wowereit.

*Sie meinen sein öffentliches Coming-out.*

EBLING: Es war historisch, dass ein Politiker in dieser Position sagt: „Ich bin schwul“ – und dass er das auch noch so positiv konnotiert hat. Danach hat sich für den politischen Bereich sehr viel zum Guten verändert. Im Unterschied zum Fußball. Da hat sich nach Hitzlsperger leider gar nichts verändert. In dieser Männergesellschaft – oder wie man das nennen soll – scheint das nach wie vor nicht zu gehen, sonst hätte sich längst einer getraut. Die Gaußsche Normalverteilung muss schließlich auch in der Fußballkabine greifen.

*Vielleicht ja nicht. Fußball, heißt es, sei ein harter Sport: Zweikämpfe, Grasfresen, Männer, die beim Torjubel übereinander herfallen. Über Homosexuelle hört man hingegen, sie seien eher künstlerisch veranlagt.*

EBLING: Emotionaler! Sinnlicher! Deswegen sind wir auch Oberbürgermeister geworden. Wir haben ein libidinöses Verhältnis zu unseren Akten! Darüber dürfen wir aber nicht sprechen. Das ist nicht frei ab 16 Jahren.

*Ist also alles Käse?*

EBLING: Es kommt allein auf die Akzeptanz im Umfeld an. Nehmen wir die Theaterwelt. Da konnte man schon in den zwanziger Jahren mit der Homosexualität wenigstens andeutungsweise spielen, ohne dass einem deshalb gleich was Schlimmes passiert wäre. GERICH: Aber so, wie es schwule Schauspieler gibt, gibt es eben genauso den homosexuellen Maurer, Kfz-Schlosser, Profifußballer. Hitzlsperger war ja auf dem Platz auch nicht nur künstlerisch unterwegs. Ich meine mich zu erinnern, dass auch er Gelbe und Rote Karten bekommen hat.

*Haben Sie selbst Fußball gespielt?*

EBLING: Ich hatte dazu keine Zeit, ich war jeden Tag in der Ballettschule...

GERICH: Ich hab' geturnt. Tut mir leid.

# „ALLE MAINZER SIND VOM ANDEREN UFER“

*Versuchen wir trotzdem zu ergründen, wo beim Fußball das Problem liegt.*

EBLING: Fußball ist nicht nur ein harter Sport, sondern auch ein hartes Business. Da geht es jenseits des sportlichen Ehrgeizes richtig um Kohle. Und über die Wertigkeit eines Spielers entscheiden ja nicht nur seine Fähigkeiten, sondern auch noch ein paar andere Faktoren. Brutal gesagt, besteht die Gefahr, dass der Spieler und damit auch sein Verein einen massiven Wertverlust erleiden, wenn er sich zu seiner Homosexualität bekennt. Der kann also mutig sein und vielleicht ins Geschichtsbuch kommen, aber dummerweise macht er dadurch seinen Preis kaputt und ist bald weg vom Fenster. Diese Mechanismen gibt es auch in der Politik.

*Inwiefern?*

EBLING: Wenn über meine Kandidatur zu entscheiden war, wird es auch immer Menschen gegeben haben, die sich die Frage stellten: Ist es für unsere Aussichten bei der Wahl eher nützlich, eher schädlich oder egal, wenn der Kandidat homosexuell ist? Und wenn Sie sich jetzt in einem bestimmten Umfeld bewegen, ich sag' mal wieder ganz klischeehaft: Ostniedersachsen, und da haben Sie einen Kandidaten, von dem man weiß, der wohnt mit einem Mann zusammen, da stellt sich die Frage eben anders als in Mainz oder Wiesbaden. Bei geheimen Wahlen spielen solche taktischen Erwägungen mal mehr, mal weniger eine Rolle. Vom Tisch wischen kann man sie nicht.

*Was glauben Sie selbst: Hat Sie Ihre Homosexualität bei der Wahl Stimmen gekostet, war sie egal oder gereichte sie Ihnen zum Vorteil?*

GERICH: Weil die Wahl bei mir noch nicht so lange zurückliegt, hab' ich noch ziemlich gut im Kopf, wie die einzelnen Wählergruppen abgestimmt haben. Ich lag bei allen Altersgruppen bis 59 Jahre vorne, in der Altersgruppe 60 plus war ich deutlich unterlegen. Das könnte man so interpretieren, dass sich die Älteren mit dem Thema Homosexualität nach wie vor schwerer tun, auch wenn es da viele gibt, die komplett aufgeschlossen sind.

*Sie erwähnten am Beispiel Ostniedersachsens den Unterschied zwischen Stadt und Land.*

GERICH: Früher war der noch viel stärker. Mein erster Freund hat auf dem Dorf gewohnt. Der musste unsere Beziehung geheim halten. Als es der Vater mitbekam, hat er seinem Sohn 20.000 Mark angeboten, damit er sich von mir trennt.

*Welche Erfahrungen haben Sie in Ihren Familien gemacht?*

GERICH: Bei mir war Familie ein schwieriges Thema, ich bin in einem Kinderheim aufgewachsen. Irgendwann habe ich es meinen Eltern dennoch gesagt, und das war total entspannt.

EBLING: Meine Eltern wussten sowieso, was ich sagen würde, als ich mich ihnen offenbart habe. Das ganze Setting war so, dass sie jeden meiner Sätze selbst hätten sprechen können. GERICH: Das war auch das erste, was meine Mutter gesagt hat: Ja, wusste ich.

*Sie haben anklingen lassen, dass Sie keine Lust haben, zu „Vorzeigeschwulen“ gemacht zu werden.*

EBLING: Ich bitte darum, das nicht misszuverstehen. Das Thema wird nicht ausgeklammert. In Mainz haben wir zum Beispiel eine Kampagne angeschoben mit dem Titel: „Ich liebe, wie ich lebe – Mainz ist so bunt wie das Leben.“ Bei aller Bedeutung des Themas Akzeptanz und Vielfalt glaube ich allerdings auch, dass unsere Stadt wichtigere Aufgaben hat: Kinderbetreuung, Wohnungsbau, Stadtentwicklung. Ich hätte es daher als verdreht und als mangelnde Wertschätzung für die Bürger empfunden, wenn ich gesagt hätte, Akzeptanz ist mein großes Thema.

*Wer taugt dann als schwules Vorbild?*

EBLING: Außer Ernie und Bert fällt mir niemand ein.

*Wir sprachen von Wowereit. Gehört der nicht zu den Figuren, die es den Leuten einfach machen, ihre Klischees bestätigt zu finden? Stichwort Party-Wowwi.*

EBLING: Ich finde nicht, dass Wowereit den schrillen Typen verkörpert, weder was sein Leben betrifft noch sein Erscheinungsbild.

GERICH: Im Übrigen hat man so ein Image schnell. Wenn ich über den Sommer hinweg auf 30 Wein- oder Kirchweihfesten bin, dann gibt es schon Leute, die sagen, der schwirrt nur in der Weltgeschichte herum.

*Bei einem kernigen Mannsbild von der CSU würde man sagen: Wahnsinn, wie nah der bei den Menschen ist.*

EBLING: Da könnte was dran sein.

*Apropos Feiern: Ich hätte da noch 'ne Frage. Ich hatte mal einen schwulen WG-Mitbewohner. Wir sind bestens miteinander klargekommen, aber es gelang uns doch nie, unsere Abendgestaltung aufeinander abzustimmen. Mir erschien das damals logisch, weil in dem Alter, in dem wir waren, 23, 24, da spielte die Partnersuche eine doch recht große Rolle. Wie sehen Sie das? Für Homosexuelle ist es doch sinnvoll, solche Clubs aufzusuchen, in denen von vornherein klar ist, wie der Hase läuft. Andernfalls muss man ja mühsam versuchen herauszuklämtern, wer als Sexualpartner überhaupt in Frage kommt. Ist das richtig beobachtet?*

EBLING: Ja.

GERICH: Sie haben es sich mit Ihrer Frage jetzt arg schwer gemacht, aber es war für uns ein Genuss!

EBLING: Ist doch irgendwie logisch, dass man das so macht. Denn sonst kommen wir ständig in so 'ne Szene wie mit dem Beckenbauer rein. Das ist auf die Dauer blöd!

*Eine gewisse Trennung zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen ist also nur folgerichtig?*

GERICH: Das löst sich gerade auf. Weil sich das Thema Partnersuche zunehmend auf soziale Medien verlagert. Und wenn man das Thema digital gelöst hat, kann man sich ganz entspannt in der Eckkneipe treffen.

*Früher hieß es: Ohrring rechts – schwul. Ist das noch so?*

GERICH: Darauf würde ich mich heute nicht mehr verlassen.

EBLING: Da sind wir wieder bei den Ängsten. Meine Güte, es kommen heute Leute durch die Tür, die haben rechts einen Ohrring, und du kannst nicht mehr sicher sein, dass die schwul sind. Das macht mir Angst!

*Die Fragen stellte Timo Fräsch,*

*Fotos Frank Röth*



ARNE FRIEDRICH FÜR

walbusch

Fan-Aktion  
2 Hemden nur € 55,-  
Märine Nr. 15-3402-1  
Weiß Nr. 15-3403-8  
Pronto-per-tinto Hose  
ab € 79,90 Nr. 24-2504-1  
Sneaker Brogue  
€ 89,90 Nr. 25-1136-4

Jetzt online unter  
[www.walbusch.de/arne](http://www.walbusch.de/arne)



Michael Ebling aus Mainz prüft das Geschirr im Wiesbadener Rathaus.

SCHWIERIGER

Denn sie wissen, was sie tun: Base-Springer suchen die große Freiheit, in einem Sport ohne Regeln und ohne Schiedsrichter. Doch der ist teuer – und höchst riskant.

An einen internationalen Kriegsschauplatz erinnern in Lauterbrunnen zwei Dinge. Erstens: Man hört an jeder Ecke Englisch. Zweitens: Es gibt wohl keinen Landwirt, der noch nie einen Toten auf seinen Wiesen hatte. Über diesen Vergleich würden Base-Springer den Kopf schütteln – sie sind in Lauterbrunnen am Ziel ihrer Träume. Himmelhohe Felswände und legales Springen, das gibt es sonst selten. Deshalb strömen Springer aus aller Welt in das Tal im Berner Oberland. Wir sind mit Jens Schaper hier, einem 41 Jahre alten Base-Profi aus dem Schwarzwald-Ort Zell im Wiesental. Von dort bringt ihn sein Geländewagen in zweieinhalb Stunden nach Lauterbrunnen in die Schweiz. „In unserem Sport“, sagt er, „werden immer mehr Menschen sterben als beim Fußball.“

Base-Springen ist eine der gefährlichsten Sportarten. Base steht für Building, Antenna, Span, Earth, also: Gebäude, Sendemast, Brücke, Boden. Man springt mit dem Fallschirm von festen Objekten statt aus dem Flugzeug. Die Fallhöhe ist geringer, das Risiko höher. Es sagt einiges über diesen Sport, dass sein Gründervater Carl Boenish selbst bei einem Base-Sprung ums Leben kam. Das war im Jahr 1984. Bis zur Jahrtausendwende wusste kaum jemand, was Base-Springen ist. Dann kamen das Internet, die Helmkameras und damit die atemraubenden Sprungvideos. Mittlerweile gibt es auf der ganzen Welt Tausende Base-Springer. Alle lebensmüde, alle mindestens halb verrückt?

Er zählt sie nicht genau, aber die Seilbahn-Karten, die er aufbewahrt hat, zeigen, dass Jens Schaper rund 200 Base-Sprünge hinter sich hat. Bevor er ganz im Fallschirmsport aufging, verbrachte er die Wochenenden mit Kajakfahren, Klettern und Motocross. Seine blaugrauen Augen können einschüchternd wirken, doch das tun sie selten, Schaper ist ein zuvorkommender und witziger Mann. Zur Zeit führt er die Geschäfte beim Fallschirm-Hersteller Hiper, früher war er Stuntman bei „Alarm für Cobra 11“. Deshalb wurde er von jeder Krankenkasse abgelehnt und ging ein Jahr lang zum Tierarzt. Jetzt holt Schaper aus seinem Wagen Seile und Laufstöcke. Nicht nur der Sprung ist riskant, auch der Weg dorthin ist es.

Sind die verrückt?  
Oder lebensmüde?  
Weder noch, sagen  
die Base-Springer.  
Jens Schaper zum  
Beispiel: Er will  
einfach nur fliegen.

*Von Jonas Hermann*





# SCHWIERIGER FALL

Knapp eine Stunde geht es einen gleichzeitigen Hang nach unten. Äste schnappen ins Gesicht, Pfützen bringen einen aus dem Tritt. „Normalerweise jogge ich die Strecke, weil ich fünf Sprünge am Tag schaffen will“, sagt Schaper. Kaum haben wir die Absprungstelle erreicht, bricht Fabio aus Brasilien durchs Gehölz. Sein Englisch ist schlecht, trotzdem wird gefachsimpelt: Wie viele Sprünge, welche Ausrüstung? Die beiden streifen sich Tracking-Anzüge über, die sich in der Luft aufblasen und längere Flugzeiten ermöglichen. Am fest vertäuten Seil geht es im Gänsemarsch zum Abgrund.

„Nose 3“ heißt die Sprungstelle, 150 Meter bis zum Boden, nach etwa acht Sekunden muss der Schirm ausgelöst werden. Niemand springt mit Reserveschirm. Man hätte sowieso keine Zeit, ihn zu öffnen. Fabio telefoniert mit Air Glacier, dem Rettungsflug-Dienst, und kündigt zwei Springer an. Wer nicht in einen Hubschrauber springen will, sollte seinen Sprung vorher anmelden.

Dann stürzt sich Fabio in die Tiefe, als ob es nichts wäre. Weil aus dem Tal Wolken hochziehen, muss Schaper warten. Er will weiter geradeaus fliegen als Fabio, die ideale Körperhaltung dafür ist ein Kopfsprung mit angelegten Armen – Po hoch, Beine gestreckt. Jetzt würde es gehen, aber unten fliegt ein Hubschrauber vorbei. Schaper flucht, weil wieder Wolken hochziehen. „Wir warten noch zehn Minuten.“ Kurze Wolkenpause. Er gibt nicht noch mal Bescheid bei Air Glacier, er muss jetzt sofort los. Mit hochgestreckten Armen ruft er: „Drei, zwei, eins – Bratwurst!“ Eine halbe Sekunde, und weg ist er. Mit 150 Kilometern in der Stunde fliegt er im steilen Winkel nach unten. Nach drei Minuten eine SMS: „Bei mir alles gut!“

Warum betreibt man einen derart gefährlichen Sport? „Darauf gibt es für mich nur eine Antwort“, sagt Schaper: „Fliegen!“

Nach 20 Metern freiem Fall trägt einen die Luft, es muss ein himmlisches Gefühl sein. Der Reiz des Base-Springens liegt für ihn auch darin, dass es ein Sport ohne Regeln und Schiedsrichter ist. Niemand bestimmt, wie man etwas tun soll. Die Lebensversicherung ist die eigene Urteilskraft. „Eine Freigeist-Sportart!“

Für seine Frau ist es eine Toleranz-Sportart. Sie kann nicht zusehen, wenn er springt. Nach jeder Landung schickt er ihr eine SMS. Aber wer einen Tag in Lauterbrunnen verbringt, merkt schnell: Base-Springer sind keine lebensmüden Irren, die nur noch in Todesnähe etwas fühlen können. Sondern aufgeräumt wirkende Menschen mit wachen Augen und wenig Angst. Doch Jens Schaper sind die Leute lieber, die Base-Springer für Irre halten. Zumindest lieber als der Schlag Mensch, der durch Anekdoten und Videos auf den Geschmack kommt – „und sich beim ersten Sprung im Tal verteilt“. Er würde niemanden zum Base-Springen ausbilden oder ermuntern. Das sei grob fahrlässig.

Manche scheitern am Stress-Management vor dem Abgrund. Eine größere Belastung für das Hirn gebe es kaum, sagt Schaper. „Der Mensch ist ein Fluchttier, der will da nicht sein.“ Wie erlebt er die Augenblicke vor dem Sprung? Es sei keine immer wiederkehrende Mutprobe. Sein Herz schlage nicht viel schneller, und er sei hoch konzentriert. „Ich gehe noch mal den ganzen Sprung durch. Jede Bewegung



Vielflieger: die Base-Springer Jens Schaper und Katie Hansen in Lauterbrunnen

muss automatisiert sein.“ Schon bei kleinen Fehlern geraten die Springer schnell in eine instabile Fluglage. Schlimmstenfalls kann die nicht mehr korrigiert werden. Dann fällt der Springer unkontrolliert nach unten und kann den Schirm nicht korrekt oder nicht rechtzeitig öffnen. Oft bedeutet es den Tod. Das Problem ist aber nicht das übergroße Vertrauen in den Fallschirm, sondern das übergroße Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. In fast allen Unglücksberichten ist indirekt von menschlichem Versagen die Rede. Häufigster Unfallgrund ist das Springen im Flügelanzug, der weite Horizontalflüge und Geschwindigkeiten von etwa 200 Kilometern in der Stunde ermöglicht. Manche Fallschirmsportler springen ohne richtiges Training und landen an der Wand oder werden gegen Hindernisse geweht.

Mindestens 250 Menschen kamen bisher beim Base-Springen ums Leben. Bis Ende 2008 waren es noch 129 Tote. Das Merkwürdige daran: Die Ausrüstung wird immer besser, und es ist bekannt, welche Fehler man vermeiden sollte. „Base-Springen ist so gefährlich, dass wir Sie ernsthaft darin bestärken wollen, es nicht zu tun.“ Dieser Satz stammt nicht aus dem Ablehnungsbescheid einer Krankenversicherung, sondern aus dem „Great Book of BASE“, der Bibel für Base-Springer.

Es gibt genug Gründe, weshalb man in Deutschland eine Genehmigung braucht, um mit dem Fallschirm von festen Objekten zu springen – und zwar für jeden Sprung. Doch manche Springer lieben den Ruch des Verbotenen. Sie stürzen sich illegal von Hochhäusern oder Autobahnbrücken. Damit dort nicht gleich die Polizei anrückt, wird manchmal eine kleine Baustelle inszeniert. Mit drei rot-weißen Hütchen im Kofferraum ein Kinderspiel. Base-Springen ist in den meisten Ländern verboten. In den Vereinigten Staaten kann man dafür im Gefängnis landen.

Luftnummer: Die größte Gefahr beim Base-Springen ist das übersteigerte Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Viele Unglücke gehen auf menschliches Versagen zurück.

„Ich würde dort schon zwei Mal verhaftet, deshalb bin ich hier, um viel und legal zu springen“, sagt Katie Hansen. Eigentlich ist sie Krankenschwester in Kalifornien. Tatsächlich ist sie eine der besten Base-Springerinnen der Welt. Sie ist gerade dabei, auf einem Parkplatz ihren Fallschirm zu packen. Die Neunundzwanzigjährige hat viele Stunden damit verbracht, in einem Flügelanzug durch die Lüfte zu sausen. Dabei sind auch schon Freunde von ihr ums Leben gekommen. Spürt sie Angst? Katie Hansen lacht trocken: „Wenn man beim Base-Springen keine Angst mehr spürt, sollte man sich fragen, was man da gerade tut.“ Angst sei gesund, aber man müsse sie kontrollieren. Ihr Blick wandert zur Seilbahn, sie will gleich hochfahren zum nächsten Sprung. Was fühlt sie beim Fliegen? „Wenn du fliegst, denkst du an nichts anderes. Es ist der reinste Weg, um im Moment zu leben.“

Nachts wird in Lauterbrunnen gerne gezecht. Manche Base-Springer schlafen dann nur zwei Stunden und springen mit Restalkohol. Andere haben nach fünf Jahren ihren Bausparvertrag versprungen. Der Klassiker: ein Jahr Kreditkarten leerspringen und dann wieder arbeiten gehen. Base-Springen ist so teuer wie Segeln oder Golf. Zu den hohen Reisekosten kommt die Ausrüstung, die mindestens 2000 Euro kostet. Besonders aufwendig ist der Weg zum ersten Sprung. „Man braucht eine solide Fallschirm-Ausbildung und sollte über 300 Flugzeug-Fallschirmsprünge gemacht haben, bevor man überhaupt daran denkt, Base zu springen“, sagt Schaper. Bei klassischen Flugzeugsprüngen tastet man sich langsam heran. Man übt den Geradeausflug, die fürs Base-Springen typische Körperhaltung und alle Notfall-Verfahren. Wer sich Respekt erspringen will, muss mehr können: mit Überschlagen ins Tal springen oder im Flügelanzug zur Seite abdrehen. So saust man horizontal an der Felswand entlang und wird von Wasserfällen nass gespritzt. Ein Extremsportler sprang mit seinem Hund auf dem Rücken die Eiger-Nordwand hinab, und kürzlich befestigte ein Russe den Fallschirm an seinen Piercings. Er kam heil unten an, das Video ging um die Welt.

Jens Schapers Geländewagen brummt über die Schweizer Autobahn, bis zur Grenze ist es nicht mehr weit. Er wehrt sich gegen die Behauptung, er riskiere sein Leben. „Autobahnfahren ist gefährlicher, als beim Base-Springen lang geübte Automatismen abzuspuhlen. Wenn mir dabei etwas zustößt, bin ich verantwortlich. Im Straßenverkehr sind oft andere schuld.“

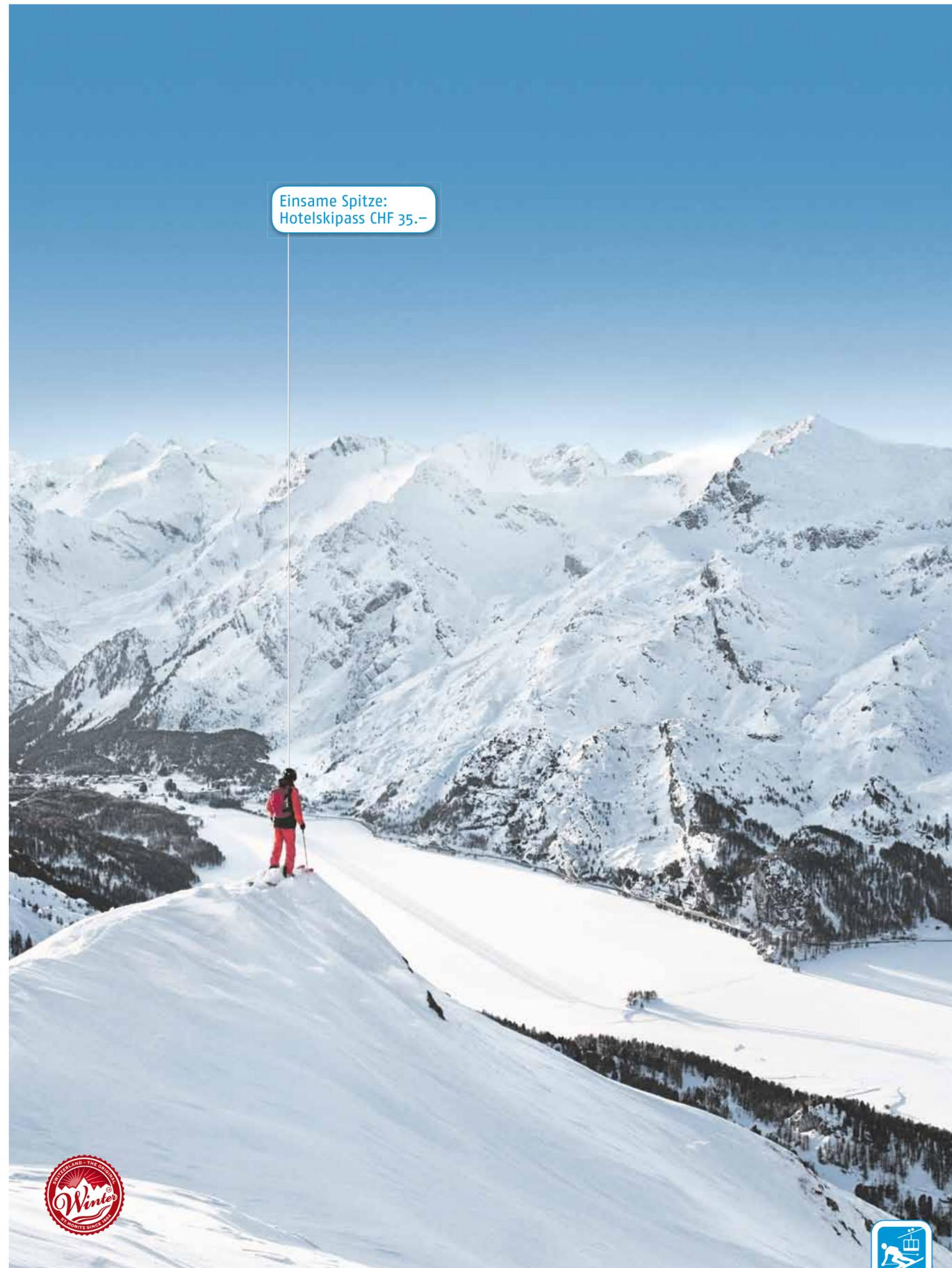
Base-Springen mag verrückt sein. Vielleicht will man dem Tod ins Gesicht grinsen, vielleicht muss sich mancher etwas beweisen. Doch es ist auch ein Sprung aus Fremdbestimmtheit und Sicherheitsdenken. Freiheit heißt eben auch, selbst zu entscheiden, was man mit dem eigenen Leben macht – und wofür man es aufs Spiel setzt.

VIDEO UNTER: WWW.FAZ.NET/BASEJUMPER

FOTOS: KEVSTONE/SCHWEIZ/ALF ANZENBERGER, JONAS HERMANN (2)

Diese Berge. Diese Weite. Dieses Licht!

ENGADIN  
St.Moritz



Wer mehr als eine Nacht bucht, erhält den Hotelskipass für CHF 35.–. Jetzt informieren und buchen auf [www.engadin.stmoritz.ch](http://www.engadin.stmoritz.ch)

Angebot gültig pro Person und Tag während der gesamten Aufenthaltsdauer in den teilnehmenden Hotels in der ganzen Wintersaison bis 25. Mai 2015.



Wir liebten Vorarlberg, und wir liebten Schruns. Wir fuhren gegen Ende November hin und blieben beinahe bis Ostern. Man konnte immer Ski laufen, obwohl Schruns für einen Wintersportplatz – außer in einem Winter mit schweren Schneefällen – nicht hoch genug lag. Aber jeder Aufstieg machte Spaß, und in jenen Tagen störte es niemanden. Man setzte sich eine gewisse Geschwindigkeit, weit unter dem Tempo, in dem man steigen konnte, und es war leicht, das Herz war in Ordnung.

Aus: „Paris – ein Fest fürs Leben“

# Der alte Mann und der Schnee

Vor 90 Jahren verbrachte Ernest Hemingway prägende Monate im Montafon. Auf den Spuren eines Abenteurers, der nie genug bekam.

Von Bernd Steinle

Das Hotel Taube liegt mitten in Schruns, gleich neben der Kirche, ein paar Schritte nur vom Bahnhof entfernt. Ein wuchtiger, schwerer Bau, mit blasser, unscheinbarer Fassade. Ein bisschen scheint die Zeit über das Hotel hinweggegangen zu sein. Nur die prächtige Holzveranda, die an der Stirnseite des Hauses hervorragt, beeindruckt noch heute, wie ein Schmuckstück aus vergangenen Tagen. Aus besseren Tagen.

„Die Zimmer in der Taube waren groß und behaglich, mit großen Öfen, großen Fenstern und großen Betten und guten Wolldecken und Federbetten. Die Mahlzeiten waren einfach und ausgezeichnet, und der Speisesaal und die holzgetäfelte Gaststube waren gut geheizt und gemütlich.“ So hat das Ernest Hemingway erlebt, vor 90 Jahren. Hier, in Schruns im Montafon, tief im Westen Österreichs, verbrachte der Schriftsteller zwei Winter, 1924/25 und 1925/26. Immer im Hotel Taube. In dieser Zeit überarbeitete er seinen ersten Roman „Fiesta“ und fand auch einen Verlag für den Roman, der ihn weltberühmt machen sollte. In dieser Zeit nahm sein Leben eine entscheidende Wendung.

Hemingway hat das nie vergessen. Jahrzehnte später, nach einer wilden litera-

rischen Karriere, nach Abenteuern, Affären und Alkoholexzessen, kehrte der Nobelpreisträger in Gedanken nach Vorarlberg zurück. In dem Buch „Paris – ein Fest fürs Leben“, an dem er von 1957 bis 1961 arbeitete, beschwor er nicht nur die Zeit der zwanziger Jahre in Paris herauf, sondern auch die Erlebnisse in Schruns. Die einsamen Skitouren, die er mit seinem Freund John dos Passos und dem Skilehrer Walthor Lent in der Bergwelt der Silvretta unternahm. Die Nächte in den Gasthäusern, in denen er mit Jägern und Holzfällern, Bankiers und Gendarmen Karten spielte und Kirschnaps trank. Die Stunden im Schnee mit seiner ersten Frau Hadley und dem kleinen Sohn Bumbo. Und die Arbeit an „Fiesta“ und an seinen Kurzgeschichten. Der alternde Hemingway erzählt davon in schwärmerischen Worten. Die Wintermonate in Schruns, das war für ihn wie ein verlorenes Paradies.

Jahre zuvor, in der Geschichte „Schnee am Kilimandscharo“, hatte er die Hauptfigur, den Schriftsteller Harry, der auf einer Safari in Afrika im Sterben liegt, zurückblicken lassen auf die Winter, die er in Österreich erlebte. Harry erinnert sich an Ski-ausflüge in die Berge, an „das schnellgleitende Sausen des stäubenden Pulverschnees auf dem Harsch, und wie man ‚Juchhe!‘ schrie, wenn man die letzte Strecke bis zum Steilhang hinunterließ, den man Schuss fuhr, und wie man mit drei Schwüngen durch den Obstgarten lief und dann über den Graben hinaus und auf die vereiste Straße hinter dem Gasthaus.“ Liest man die Passage heute, wirkt sie auf gespenstische Weise vertraut. Bis April 1961 arbeitete der zuletzt schwer kranke Hemingway in seinem Haus in Ketchum an „Paris – ein Fest fürs Leben“, mit den Erinnerungen an Schruns. Im Juli schoss er sich in Ketchum eine Kugel in den Kopf.

Am Weihnachtstag in Schruns war der Schnee so weiß, dass es den Augen weh tat, wenn man aus der Weinstube hinausblickte und die Leute aus der Kirche nach Hause kommen sah. Es war dort, wo sie die von den Schlitten geglättete, von Urin gegelbte Straße hinaufgegangen waren, am Fluß entlang, mit den steil abfallenden Tannenhängen, die Skier schwer auf den Schultern, und wo sie auf dem Gletscher oberhalb des Madlenerhauses die große Abfahrt machten, wo der Schnee so glatt aussah wie Zuckerguß und so trocken war wie Pulver, und er erinnerte sich an das lautlose Sausen, das die Geschwindigkeit machte, wenn man wie ein Vogel hinunterschoss.

Aus: „Schnee am Kilimandscharo“

Günther Wolf sitzt in der Hemingway-Ecke im „Löwen“, einem 500 Jahre alten Gasthof in Tschagguns, dem Nachbarort von Schruns. Holzgetäfelte Wände, niedrige Decken, ein heimeliges Wirtshaus. Über der Eckbank hängen, sauber gerahmt, Porträts von Ernest Hemingway: der wilde Draufgänger, der brave Ehemann, die ergraute Literaturlegende. „Den Löwen“, sagt Wolf, „hat er am meisten geliebt“. Weil der „Löwen“-Wirt ein Jäger war, mit dem er gern hinauf zog ins Gaubertal, oberhalb von Tschagguns. Und weil es im „Löwen“ laut und lustig und handfest zugeht, weil die Leute aus dem Dorf hier, wie Wolf sagt, „irrsinnig gefeiert haben“.

Niemand weiß das besser als Günther Wolf. Hemingway ist für den österreichischen Publizisten zur Lebensaufgabe geworden. Wolf reiste auf seinen Spuren durch die Welt, Paris, Pamplona, Madrid. Er recherchierte in Oberitalien und in Ostafrika, er interviewte Barbianisten in Luxushotels und Safari-Guides in der kenianischen Savanne. Und immer ging es ihm dabei vor allem um eins: Hemingways Zeit im Montafon.

„Sie waren damals nach Schruns gekommen, weil sie wenig Geld hatten“, sagt Wolf. Ein befreundeter Maler hatte ihnen das Montafon empfohlen, die Natur, die Berge, das günstige Leben. Die österreichische Währung war im Tiefflug, der Dollar machte das Leben leicht. Kost und Logis im Hotel Taube waren für gut zwei Dollar am Tag zu haben. Sie erlebten einen wunderbaren Winter 1924/25. Genossen die klare, kalte Luft und den Schnee, fanden das perfekte Kindermädchen für Bumbo, stiegen mit dem Skilehrer Lent hinauf in die Berge, zusammen mit dem Schriftstellerfreund dos Passos, der ebenfalls in Schruns weilte. Es war „ein glücklicher, unschuldiger Winter unserer Kindheit“, schrieb Hemingway später. Ganz anders als der Winter darauf.

Am 24. Dezember 1925 kündigte Hemingway in einem Brief an F. Scott Fitzgerald an: „Morgen kommt Pauline Pfeiffer hierher. Sie bleibt über Weihnachten und Neujahr.“ Pauline Pfeiffer war eine gemeinsame Bekannte der Hemingways. Wenngleich sie mit Ernest weit besser bekannt war als mit Hadley. Im Lauf des Winters wurde die Verbindung der beiden immer enger. Pauline Pfeiffer war Modellektorin und Mannequin, eine erfolgreiche, gebildete, vermögende Frau, eine Frau, die dem ambitionierten, lebenshungrigen Schriftsteller eine neue Welt eröffnete. Hemingway ließ sich auf eine Affäre ein. Im Montafon kursieren heute noch Geschichten über diese Liaison. Wie sie auf einer Skitour oben auf der Bieler Höhe tagelang im Madlenerhaus eingeschneit



Hier wohnte Hemingway: das Hotel Taube zur Zeit der beiden Winteraufenthalte des Schriftstellers in Schruns



Skitourzeit anno 1926: Ernest Hemingway (zweiter von links) mit der Sekretärin des Hotels Taube, daneben der Schriftsteller-Kollege John dos Passos und der gemeinsame Freund Gerald Murphy (ganz rechts)

Tag der Ankunft	Vor-, Zu- und Vatername, Beschäftigung	Stand	Heimatgemeinde und Staatsangehörigkeit des Unterstehnehmers
26. II. 26.	Karl von Junstenthal	Landwirt	Griz Sprengung
26. II. 26.	Hof. Gimmig Onglon	Studenten	Zugbrunn Triefen
1 III. 26	Graf Haring	Adipant	Hainz (H.)
5 III. 26	Karl Jenschy	Neupfarrer	Karlssruhe
5 III. 26	Walter Pagnier	Landwirt	Markede Höhenburg
	August Witz	Student	Sprengung Lambach
5. III. 26	Anton Wlofhar	Landwirt	
6. III. 26	Anton Pauer	Jud	Prag
"	Eugen Hausschild	ledig	Treu
12/3/26	John dos Passos	writer	New York
12/3/26	Ernest Hemingway	"	Paris U.S.A.
12/3/26	Gerald Murphy	painter	
14. 3. 26	Peter Fiedler	Architekt	Nürnberg

Original-Handschrift: Gästebuch des Posthotels Rössle in Gaschurn, in dem Hemingway und Freunde am 12. März 1926 übernachteten.



„Es war schöner als jedes Fliegen oder sonst irgend etwas“: So beschrieb Ernest Hemingway das Skifahren in den Bergen der Silvretta. Daran hat sich 90 Jahre später nichts geändert.

waren, in einer Hütte auf 2000 Metern, und sich dort die Zeit vertrieben. Wie Pauline Pfeiffer telegrafisch bat, ihr ein Nachhemd nachzuschicken, das sie auf dem Rückweg von einer Skitour im Posthotel Rössle in Gaschurn vergessen hatte, als Ernest, Hadley und Pauline allesamt unter einem Dach wohnten. Viele im Tal haben ihre eigene Hemingway-Geschichte, und wie so oft sind die Grenzen zwischen Fakten und Fiktion fließend. Fest steht: Hemingway trennte sich später von Hadley und heiratete im Mai 1927 Pauline Pfeiffer. Viele Jahre später schrieb er von Schuld und Reue, die er deswegen empfand. Er machte sich Vorwürfe und auch den reichen Freunden, die in diesem zweiten Winter wie Pfeiffer nach Schruns gekommen waren, angelockt vom Erfolg des verheißungsvollen jungen Schriftstellers. Und die dort in sein Idyll eindringen wie die Schlange ins Paradies.

Es hat auch mit dieser Affäre zu tun, dass Hemingway im Montafon lange als umstrittene Figur galt – neben den politischen Vorbehalten gegenüber dem Amerikaner Hemingway, die sich auch nach 1945 zäh im Tal hielten. Günther Wolf kann viel über das „Spießrutenlaufen“ erzählen, das dem Errichten des Hemingway-Denkmal in Schruns im März 2008 vorausging. Von den Widerständen und Gegenkampagnen. Heute steht der Bronzekopf Hemingways auf einem kleinen Platz in Schruns, sein melancholischer Blick geht hinein ins nahe Gauertal. Hinein in die Bergwelt des Montafons.

*Ich erinnere mich an all die Arten von Schnee, die durch den Wind entstehen konnten, und deren verschiedenartige Tücken beim Skilaufen. Dann, während man in einer hochgelegenen Alphütte war, gab es Schneestürme, und sie schufen eine fremde Welt, durch die wir unseren Weg so behutsam bahnen mussten, als ob wir das Land nie gesehen hätten. (...) Schließlich, als es dem Frühling zuzuging, gab es die große Gletscherabfahrt, glatt und gerade, endlos gerade, wenn unsere Beine es durchhalten konnten; die Knöchel aneinandergedrückt, liefen wir ganz tief geduckt, überließen uns der Geschwindigkeit und glitten endlos, endlos im stillen Zwischen des körnigen Pulverschnees. Es war schöner als jedes Fliegen oder sonst irgend etwas.*

Aus: „Paris – ein Fest fürs Leben“

Ein Wintertag im Montafon. Wir stapfen durch dichten Nebel, der die Gebäude auf der Bieler Höhe verschluckt. Auch das

## Der alte Mann und der Schnee



Abenteurer im Anzug: Hemingway um 1930



Im Gasthof „Löwen“: Hemingway-Experte Wolf

Madlenerhaus, Hemingways Lieblingsquartier, den Ausgangspunkt seiner Skitouren. Zu seiner Zeit stieg man noch mühsam mit den Ski aus dem Tal auf die Passhöhe, heute bringt einen erst die Vermunt-Seilbahn und dann eine abenteuerliche Fahrt mit dem Tunneltaxi durch enge Versorgungsstollen hoch auf die Bieler Höhe. Von dort geht es mit Tourenski und Fellen weiter. „Es gab damals kaum Skitouristen“, sagt der Bergführer Hanno Dönz, der uns durch den Nebel lotst. Keine Skigebiete, keine Skitouristen, so einfach war das. Die Lifte, die Gondeln, die präparierten Pisten, all das kam Jahrzehnte später.

Wir steigen das Bieltal hinauf, Richtung Madlener Spitze, zu den Gipfeln, von denen Hemingway die meisten bestiegen hat, wie Dönz sagt. Jetzt sind sie verschwunden in der feuchten Nebelwatte. Dönz war schon als Schüler von Hemingway begeistert, er schrieb seine Abiturarbeit über dessen Aufenthalt im Montafon. „Hemingway muss das Skifahren schnell gelernt haben“, sagt er. „In seinem zweiten Winter hier hat er selber schon Kurse gegeben.“ Der Bergführer weiß aus Erfahrung, die Art, wie einer Ski fährt, ist oft ein Spiegel seiner Persönlichkeit. Im Fall Hemingway heißt das: „Ich bin sicher, er war ein wilder Skifahrer.“ Auch wenn die Ausrüstung damals rustikal war. Holzski, Lederschuhe, einfache Bindungen und Seehundfelle, die sich oft lösten oder verrutschten. Hemingway konnte das nicht stoppen. Er war, sagt Günther Wolf, ein ehrgeiziger Mensch, einer, der sich immer beweisen wollte, immer besser sein wollte als andere. Auf Papier wie auf Ski.

Nach einer halben Stunde lösen sich die grauen Schwaden auf. Bergzacken schälen sich schemenhaft aus dem Dunst. Wir sind über die Nebelbank hinaus. Am Talende glänzen Schneefelder in der Morgensonne. Wir steigen auf in eine Welt aus Weiß, begrenzt von dunklen Felsgraten und den Zacken der Dreitausender. Keine Menschenseele ist unterwegs. Nur die schmale Aufstiegsspur zieht sich über die unberührten Hänge, auf denen der Neuschnee liegt wie ein glatt gespanntes Tuch. Die Abfahrt wird zum Pulvertraum. Man beginnt zu ahnen, was Hemingway hier gesucht und gefunden hat.

Unten verhüllt der Nebel gnädig die moderne Infrastruktur auf der Bieler Höhe. Die Häuser, den Skillift, die Fahrzeuge. Und die Staumauer des Wasserkraftwerks, das zur Zeit erweitert wird. Die Bauarbeiten laufen auf Hochtouren,

bis 2018 soll hier zusätzlich ein Pumpspeicherkraftwerk entstehen. Nicht nur im Tal hat sich in 90 Jahren viel verändert, auch oben in den Bergen. Das Madlenerhaus, 1884 eröffnet, seit 1906 von der Sektion Wiesbaden des Deutschen Alpenvereins betrieben und nach einem Großbrand im Oktober 2001 neu aufgebaut, ist seit gut zwei Jahren im Besitz der Vorarlberger Illwerke AG, des Betreibers der Kraftwerke. Bergsteigern und Skitourengängern ist das Madlenerhaus bis auf weiteres verschlossen. Wo Hemingway seine Bergabenteuer erlebte, sind heute die Arbeiter für das Pumpspeicherkraftwerk untergebracht.

*Wir haben gerade eine höllische Gletschertour gemacht – Aufstieg auf Skiern auf 3200 Meter (...). Jesus, es war kalt. Dann fünf Meilen Abfahrt über die Vorderseite des Gletschers in unter zwölf Minuten. Wundervolles Land. Die Silvretta.*

Aus einem Brief Hemingways

Ernest Hemingway ist nie wieder ins Montafon zurückgekommen. Er fand andere Lieblingsorte, andere Leidenschaften. Es kam der Nationalsozialismus, es kam der Zweite Weltkrieg. Irgendwann machte der gesundheitliche Niedergang eine Rückkehr unmöglich. Wolf fand heraus, dass Hemingway sich später durchaus nach dem Montafon erkundigt hat. Man riet ihm aber ab, dort hinzufahren – der Bau der Staumauer hatte schon in den dreißiger Jahren begonnen. „Er wäre enttäuscht gewesen“, sagt Wolf heute. „Es hätte ihn fürchterlich enttäuscht.“

Im Montafon, sagt Wolf, war Hemingway „zum letzten Mal in seinem Leben völlig frei“. Frei von allen Abhängigkeiten. „Er war wie ein junger Löwe, der Blut geleckt hat.“ Die Winter in Schruns, das war für Hemingway eine Lebensphase, in der alles auf Anfang stand, alles möglich war, alle Wünsche sich offenbar erfüllten. In der das Glück greifbar nahe schien. In Wahrheit war die Zeit vielleicht schon das Glück. „Er hat nicht gemerkt, dass er hier in Schruns genau das hatte, was er immer suchte“, sagt Hanno Dönz.

Das Buch „Paris – ein Fest fürs Leben“ heißt im Original „A Moveable Feast“, ein beweglicher Festtag. Patrick Hemingway, Ernests erster Sohn mit Pauline Pfeiffer, hat diesen Begriff einmal so erklärt: „eine Erinnerung, die zu einem Teil unserer selbst geworden ist; ein Lebensgefühl, das wir immer bei uns tragen, ganz gleich, wo und wie wir später auch leben mögen; etwas, das wir niemals verlieren.“

## SOME AIRLINES GIVE YOU MILES. ICELANDAIR GIVES YOU TIME.

Stopover in Island auf dem Weg in die USA und nach Kanada ohne Flugaufpreis.



Anchorage | Boston | Denver | Edmonton | Halifax | Minneapolis | New York | Seattle | Toronto | Orlando | Vancouver | Washington D.C.  
NEU 2015 : Portland, Oregon

+ icelandair.de

#MyStopover

ICELANDAIR



# GEPACKT

Dieter Morszeck, der Chef von Rimowa, lässt den Alu-Koffer mit Rillen um die Welt rollen.

Von Jennifer Wiebking



Alles drin: In Rimowa-Koffern, die leicht sind und doch stabil, verbirgt sich unter anderem das Geheimnis ihrer Macht.

Dieter Morszeck geht es nicht nur um Äußerlichkeiten, um die glänzende silbrige Hülle. Das Innere eines Koffers zählt für den Rimowa-Chef mindestens genauso. Er verreist zum Beispiel gern mit einem sogenannten 3-Suiter, der zwei Kammern hat statt nur einer. „So verknittern Anzug und Hemden weniger schnell.“ In einer Kofferkammer bewahrt Morszeck die schweren Stücke auf, Schuhe und Kulturbeutel. In den anderen die Hemden und den Anzug. „Das System hat sich bewährt, vor allem, wenn man zwei Tage in einer Stadt ist und zwei in der nächsten.“ Wenn man also aus dem Koffer lebt.

Dieter Morszeck, Jahrgang 1953, sitzt zwar am Konferenztisch in seinem Büro am Kölner Stadtrand, ist aber eigentlich schon wieder auf dem Sprung, erst in die Vereinigten Staaten, dann nach Asien. Denn immer mehr Menschen, die ebenfalls viel unterwegs sind, wünschen sich einen Rimowa-Trolley zum Hinterherziehen. Oder, seit die Koffer wahlweise mit vier Rollen ausgestattet sind, zum Neben-sich-her-Schieben. Oder auch, um ihn einfach in die Wohnung zu stellen, wie ein Stück Einrichtung – wenn sie doch mal ein paar Tage zu Hause sind.

Morszecks silbrig glänzende Objekte sind nicht mehr nur Koffer, in denen die Anzüge nicht knittern. Sie signalisieren Status und Understatement zugleich. Und das liegt, auch wenn Morszeck sich selbst als praktisch veranlagt sieht, vor allem an Äußerlichkeiten, an den silbernen Rillen. Aber der Technik-Freak hat auch für die Rillen, die zum Markenzeichen des Luxusprodukts geworden sind, eine pragmatische Erklärung: „Wenn Sie eine glatte Fläche haben, sehen Sie jeden Kratzer. Durch die Rillenstruktur ist nicht jeder Kratzer sofort sichtbar. So ein Koffer bekommt Beulen, aber er geht so schnell nicht kaputt.“

Die Aluminium-Koffer haben schon immer viel ausgehalten. Besondere Begehrlichkeiten weckten sie zunächst trotzdem nicht. Morszecks Großvater gründete 1898 das Unternehmen für Bahn- und Schiffs-Koffer aus Sperrholz, die in einem letzten Arbeitsschritt mit Leder bezogen wurden. Leder war kein unkomplizierter Reisebegleiter: In den Tropen bekam es weiße Kränze, Termiten machten sich an dem Naturprodukt zu schaffen. Im Jahr 1937 kam Morszecks Vater, der den Betrieb gerade übernommen hatte, auf die Idee, Koffer statt aus Holz und Leder aus Aluminium



In der Kölner Produktion: Dieter Morszeck

zu fertigen. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs war klar, dass es bei Rimowa mit Aluminium weitergehen sollte. Bei einem Feuer brannte die Fabrik bis auf die Grundmauern ab – aber zwei Stapel Aluminium, die darin lagerten, waren fast unversehrt. „Die obere Platte war ein bisschen schwarz geworden, aber das Material hatte gehalten“, sagt Morszeck. „Damit konnte man wieder anfangen.“

Aluminium war damals das Material der Zeit. Mit dem verbliebenen Leichtmetall bauten die Menschen ihr Leben neu auf. Frauen konnten den Aluminiumkoffern, mit denen die Ehemänner abends nach Hause kamen, gerade deshalb wenig Luxuriöses abgewinnen. Schließlich waren ihre Eimer, ihre Wellblechbaracken, alles Provisorische, ebenfalls aus Aluminium.

Erst in den sechziger Jahren änderte sich das. Plötzlich waren die Rimowa-Koffer mit glänzender Oberfläche passende Requisiten fürs Fernsehen. Sie wurden in Kriminalfilmen gestohlen und in Geldtransportern von A nach B gefahren. Andere Marken orientierten sich zuerst an der Menge, schon deshalb blieb Rimowa allein. Die Herstellung der Aluminiummodelle ist zu aufwendig, als dass man von vornherein eine hohe Stückzahl erwarten könnte.

Irgendwie sind die Alu-Koffer dann aber immer weiter gerollt. „Das, was wir damals im Jahr an Aluminiumkoffern verkauft haben“, sagt Morszeck, „produzieren wir jetzt an zwei Tagen.“ Heute unterhält der Unternehmer neben der Produktionsstätte in Köln drei weitere Fabriken, in der Tschechischen Republik, in Kanada und Brasilien.

Den langen Weg zum Statussymbol bewältigte der Aluminiumkoffer auch dank der Technik, die in ihm steckt – und die stets im Haus blieb. „Natürlich hätten wir auch nach China gehen können und dort Aluminiumkoffer um 60 bis 80 Prozent preiswerter produzieren können. Aber wir hätten unser Know-How verschenkt. Es hätte dann kein halbes Jahr gedauert, und der Markt wäre voll gewesen.“ Statt in China zu fertigen, exportiert das Unternehmen nun in zunehmendem Maß dorthin.

Auch das hat vor allem mit den markanten Rillen zu tun – und mit den markenaffinen Japanern, die das Gepäck in den achtziger Jahren für sich entdeckten und es in den vergangenen Jahren auch im Rest von Asien populär machten. Besonders in China. Vor zwölf Jahren eröffnete Mors-

zeck in Hongkong den ersten eigenen Flagship-Store. „Wir sehen uns heute nicht mehr ausschließlich im Umfeld von Kofferherstellern“, sagt er. „Wir haben 115 eigene Stores.“ Spätestens mit der Eröffnung des Flagships am Rodeo Drive in Beverly Hills war die Richtung klar. Die Mieten seien doppelt so hoch gewesen wie sonst, und dennoch: Schon nach einem halben Jahr konnte das Geschäft kostendeckend arbeiten. Mal ganz abgesehen davon, dass die Marke damit auch auf dem Radar der Hollywood-Prominenz und ihrer Stylisten auftauchte. Wenn Schauspieler wie Willem Dafoe, Jessica Alba oder Michelle Williams ihre Rimowa-Trolleys am Flughafen einchecken, nehmen erst die Paparazzi und später die Leser der Klatschmagazine Notiz von der Marke. Vom Werk in Kanada aus kann

Rimowa den amerikanischen Markt, den zweitstärksten nach Deutschland, zollfrei beliefern. In Brasilien werde hauptsächlich der Bossa Nova gebaut, eine kleine Linie in Jet-Grün mit Lederapplikationen, sagt Morszeck. In Köln konzentrierte man sich auf Aluminium, in der Tschechischen Republik vornehmlich auf Polycarbonat.

Den leichten, aber zähen Kunststoff entdeckte Morszeck durch Zufall. Begeistert wie kleine Kinder seien er und seine Mitarbeiter in der Entwicklungsabteilung gewesen, als sie auf die ersten Schalen sprangen und das Material anschließend einfach in die ursprüngliche Form zurück ploppte. Morszeck investierte alles, was er hatte. Und gewann. Er bot neuen Kunden mit einem neuen Produkt einen Einstieg in die Marke, auch in Ländern wie Thailand

oder Kambodscha, in denen zunächst vor allem Polycarbonat gekauft wurde – und mittlerweile zunehmend Aluminium gekauft wird.

Knapp zwei Stunden hat Morszeck erzählt, nun geht es wieder ans Packen. „Stellen Sie sich vor, Sie haben Ihren Koffer gepackt, fahren zum Flughafen und müssen sich in eine Schlange stellen. Dabei geht es doch eigentlich darum, das Reisen zu vereinfachen.“ Deshalb arbeitet Rimowa nun mit Airbus zusammen. Das Projekt heißt Bag2Go. „Es wird in naher Zukunft ein System geben, mit dem Sie Ihren Koffer schon zu Hause einchecken können, zum Flughafen fahren und den Koffer dann recht einfach aufgeben.“ Alles andere sei bald zu aufwendig. Und Aufwand soll man schließlich mit Statussymbolen nicht haben.

FOTOS: RAINER WOLFFHART (OBEN), FRANK ROTH

AUSTRIAN HANDCRAFT SINCE 1896.



Sofa ODEON. Design Marco Dessì.  
Markante Linien, die Ruhe und Gelassenheit ausstrahlen.  
[wittmann.at/premiumpartner-de-wohnen](http://wittmann.at/premiumpartner-de-wohnen)

ein echter WITTMANN



Der Direktor: Hans Wiedemann führt das Luxushotel seit zehn Jahren.



Die Basis: Rund 500 Angestellte kümmern sich um die Gäste.



Der Empfang: Manche Gäste halten dem Hotel seit Jahrzehnten die Treue.



Die Kunst: Im Badrutt's sind auch kopflose Marmorstatuen gut angezogen.

# IM PALAST DER AMBITIONEN

Der Hauptakteur: Hans Wiedemann, Jahrgang 1954, Hotel-Profi. Der Ort: das Badrutt's Palace in St. Moritz. Der Job: Leitung des 1896 eröffneten Luxushotels, das sich zu den führenden in Europa zählt. Das Haus im Engadin steht zwischen Familientradition und Moderne. Manche sagen sogar, es sei darin eingeklemmt.

Auf alle Fälle bieten sich Beobachtern immer wieder ungewöhnliche Szenen. „Willkommen im Badrutt's Palace“, sagen nicht nur die Angestellten, sondern auch viele Gäste zu neuen Beschäftigten. Denn ungefähr 70 Prozent der Hotelgäste sind Stammpublikum; zum Teil kommen die Gäste schon seit Jahrzehnten in das Haus mit dem markanten Turm. Hans Wiedemann selbst hört den Gäste-Gruß aber schon lange nicht mehr. Der Schweizer leitet das Palace seit zehn Jahren.

Willkommen zum Lokaltermin an einem Tag in der Wintersaison. In diesem Jahr blickt die Schweiz auf 150 Jahre Schneetourismus zurück. Ahnherr Johannes Badrutt jun. soll dazu den Anstoß gegeben haben. Auf dem Weg ins Restaurant sieht der Besucher ein Ölbild, das den 1953 gestorbenen Inhaber Hans Badrutt zeigt. Die meisten schauen zwei Mal hin. Denn Hans Wiedemann sieht Hans Badrutt verblüffend ähnlich – der gleiche Kopf, der gleiche graue Schnurrbart, der gleiche wache Blick. „Einmal sagte ein Gast, es sei wohl etwas anmaßend, mich so früh in Öl verewigen zu lassen“, erzählt Wiedemann.

Hans Wiedemann leitet das Badrutt's Palace in St. Moritz. Das ist gar nicht so leicht – die Klientel verlangt viel.

Von Jürgen Dunsch,  
Fotos Andreas Müller

Andere meinten, die Ähnlichkeit habe die Karriere des Direktors befördert.

Eine Karriereleiter benötigt er nicht. Die Leistungen des „Welt-Hoteliere“ von 2009 werden allgemein anerkannt. Sicher ist aber: Mit dem aktuellen Besitzer Hansjürg Badrutt, dem Sohn von Hans, und dessen Frau hat Wiedemann ein enges Vertrauensverhältnis. Vor Jahren schon haben sie bestimmt, dass er nach ihrem Tod den Zwei-Drittel-Anteil am Hotel erben wird – der Wert der Immobilie liegt



Das Haus: Über dem St. Moritzersee thront das Badrutt's Palace.

bei etwa 300 Millionen Euro. Ein solches Glück dürfte bisher keinem Hoteldirektor der Welt widerfahren sein.

Wenn Wiedemann sich am Vormittag unter die Gäste aus den 157 Zimmern mischt, kann er viele mit Namen begrüßen. Zu dieser Stunde hat er einen wichtigen Termin bereits hinter sich: die Besprechung mit dem für die Gästebeziehungen zuständigen Manager, einem kleinen agilen Mann mit runder Hornbrille. Dabei werden alle Neuankünfte besprochen. Kommt ein Prominenter, werden alle per Telefon alarmiert, auch Wiedemann selbst. Anspruchsvolle Kunden, viele Stammgäste und zahlreiche unterschiedliche Nationalitäten, darunter gut zehn Prozent Deutsche: Das bestimmt die Arbeit des Direktors und seiner Mannschaft. „Jede Ankunft wird besprochen“, sagt er, „bis hin zu den Blumenarrangements in den Zimmern.“

An der Spitze des Palace scheint kein gemütlicher älterer Herr zu stehen. Sein Führungsanspruch tritt zutage, wenn ihm eine Indiskretion zu Ohren kommt, die im Haus weitergetragen wurde; dann reagiert er verärgert. Die Leitung der täglichen Mitarbeiterversammlung am späten Vormittag hat der Chef abgegeben. Den Inhalt erfährt er im Protokoll, das gleich danach erstellt wird. Dafür zeigt er sich gerne in der Kantine, dort erfährt der umgängliche Chef alles aus erster Hand. Direkte Begegnungen sind dem „Managing Director“ wichtig. „Wenn Sie so wollen, sind wir eine Upmarket-Familien-

pension“, formuliert er mit britischem Understatement.

„Kein Tag verläuft wie der andere“, sagt er. Mal kündigt sich eine wichtige Delegation an, mal steht ein Testessen für ein großes Ereignis auf dem Programm, mal findet das Treffen mit den anderen Führungskräften statt. Dieser Tag im Winter ist aus anderen Gründen besonders. An Wiedemanns Seite spaziert ein achtjähriges Mädchen durch das Haus mit der beeindruckenden Lage über dem See von St. Moritz. Anna, ein aufgeweckter Lockenkopf, darf für ein paar Tage als „Junior General Manager“ die Kinderfreundlichkeit des Hauses prüfen. Die Kinder-Cocktails sind zu herb, findet sie zum Beispiel. Aber die Betten seien angenehm. „Und das Essen ist ab und zu ganz gut.“

Später wird der Hotel-Manager den Leiter des Kunst- und Kulturzentrums KKL Luzern treffen, den er gut kennt. Solche Kontakte sind ihm wichtig, er mag den Austausch. Man sieht das beim Gang durch die beeindruckende Eingangshalle des Badrutt's, wenn er nach allen Seiten grüßt, als er Richtung „Madonna-Saal“ strebt. Der Raum ist nach dem großen Marien-Bild benannt, das Johannes Badrutt Ende des 19. Jahrhunderts in Italien erworben hatte. In dem Saal will Wiedemann in Annas Begleitung die Vorbereitungen für eine Pressekonferenz überprüfen, die am Nachmittag geplant ist.

Für das Mädchen spielt der Direktor des Palace den guten Opa, mit ihr spricht er Schwyzerdütsch. Auch mit manchen

Angestellten kann er Dialekt sprechen: „A Blüemli vor em Rednerpult darf's schon no sil!“ Sonst sind neben Hochdeutsch noch die Landessprachen Französisch und Italienisch gefragt – die Italiener sind die größte Gruppe unter den rund 500 Angestellten. Wenn Wiedemann direkte Anweisungen gibt, schiebt er meist eine Erklärung hinterher. Meist verkleidet er die Aufträge als Fragen.

Eine Achtjährige als „Junior General Manager“? Das klingt wie ein Marketing-Gag. Oder will das Badrutt's nun ein Kinderhotel werden? Tatsächlich ist der Kinderclub im Untergeschoss verbesserungswürdig. Der spätere Hotel-Erbe sieht die Initiative aber umfassender. „Wir versuchen, immer mal wieder etwas Neues zu finden. Kinder sind ehrlich. Sie können uns die Zukunft erschließen.“ So hat ihn die Achtjährige aus einer Lehrerfamilie mit ihren Internet-Kenntnissen überrascht.

Neue Entwicklungen aufgreifen und zugleich Altes bewahren, das will man auch in dem neuen Hotelrestaurant „La Coupole/Matsuhisa“. Zu diesem Zweck wurde die alte Tennishalle aus dem Jahr 1913 (damals Luxus pur) umgebaut. Über den Tischen spannen sich die alten Stahlträger durch den Raum, gekrönt wird er von einem großen Glasdach. In der Show-Küche regiert dagegen die Moderne: Hier wirkt seit der Eröffnung des Restaurants im Dezember vergangenen Jahres in der Wintersaison die Mannschaft des japanischen Starkochs Nobuyuki Matsuhisa. „Nobu“ koppelt erfolgreich die traditionel-

le japanische Küche mit peruanischen Einflüssen.

In der Eingangshalle, die an eine Kathedrale erinnert, fallen die zahlreichen Madonnenstatuen aus dem Besitz der Badrutt's auf. Neue Gäste müssen sich daran erst gewöhnen. Eingeweihte fühlen sich in dem endlos langen Raum wie in einem Kloster. Viele Stammesbesucher wollen in der Lobby dieselben Sessel und Sofas bevölkern wie ihre Eltern. Alfred Hitchcock, der fast 50 Jahre lang jeweils im Januar im Palace nächtigte, würde sich wohl auch heute noch wohlfühlen. Seine Suite 501 präsentiert sich fast genauso wie zu seinen Zeiten, einschließlich des markanten Schreibtischs. Nur das Bad wurde modernisiert.

„Hunde nicht erlaubt“, steht auf einem Schild am Eingang der Renaissance Bar im Erdgeschoss. Da wird sich unter den Gästen nur wenig Widerspruch regen. Andere Vorschriften sind schwieriger durchzusetzen. Das gilt besonders für die Kleiderordnung. Der Schlapper-Look ist hier



Der Nachwuchs: Wiedemann hört auf viele Anregungen, auch von Kindern wie Anna.

nicht gern gesehen. Wiedemann selbst, obwohl er tadellos gekleidet auftritt und eine Nadel seine Krawatte ziert, hat sich notgedrungen vom früheren Krawattenzwang verabschiedet. Badeschlappen in den Essräumen sind weiterhin ein *no go*. Beim Abendessen im Restaurant pocht der Chef auf Jacketts für die Herren. Hier herrscht noch Jeans-Verbot. Wer sich vom hotel-eigenen Rolls Royce durch den Ort fahren lässt, meint Wiedemann, müsste eigentlich auch damit einverstanden sein.

Die Bitte um ein annehmbares Äußeres werde in der Regel beachtet, sagt einer der Hotelmanager. Viele Stammgäste legen von sich aus Wert darauf, die anderen würden bei der Tischreservierung darauf hingewiesen oder sehen selbst, was angemessen ist. Für den kleinen Rest hält das Hotel am Eingang Jacketts bereit.

Wiedemann und seine Mannschaft müssen flexibel sein. Der Ernstfall sind überraschende Großeinsätze, sei es die kurzfristig angesetzte Feier zu einem Heiratsantrag, sei es die Hochzeit auf einer Hütte, zu der man in Festkleidung nur mit dem Hubschrauber gelangt.

80 Prozent des Umsatzes von jährlich rund 50 Millionen Euro erwirtschaftet das Badrutt's Palace in der Wintersaison zwischen Dezember und März. Höhepunkt ist die Silvesterfeier. Da geht es auch im Turm des Palace hoch her. Das legendäre „Haus im Haus“ hatte in den siebziger Jahren der deutsche Industriellen-Erbe Gunter Sachs gemietet, es war der Mittelpunkt des Party-Lebens in St. Moritz. Heute resi-

dieren dort der Schweizer Verleger Jürg Marquard und seine Familie. Sie allein empfangen zur Jahreswende rund 200 Gäste.

Gerade gilt die größte Aufmerksamkeit jedoch der bevorstehenden Sommersaison. Der seit Januar noch stärkere Franken schmerzt. „Dennoch sind wir verhalten optimistisch“, sagt der Hoteldirektor. Firmenanlässe und private Feiern werden immer mehr zu einer Umsatzstütze, vor allem auch außerhalb der Winter- und Sommersaison. Wer dann das Hotel für ein Wochenende buchen will, muss schon einmal mit einer halben Million Franken rechnen. Eine weitere große Frage ist: Kommen trotz der politischen Turbulenzen die Russen und Ukrainer? Sie trugen in der Vergangenheit immerhin rund zwölf Prozent zum Jahresumsatz bei. Das ist selbst im Russen-Mekka St. Moritz ein überdurchschnittlicher Wert.

Der Chef gibt sich gelassen, wie meist. Er habe schon genügend schwierige Umstände bewältigen müssen, sagt Wiedemann, der unter anderem in Australien und China als Hotelmanager gearbeitet hat. Jammern führe zu nichts, setzt er hinzu. Daher rechnet er knallhart, modernisiert ohne Unterlass und schafft den Gästen ein Ambiente, das stimmt. Nichts kommt von selbst, und vieles bleibt Wunschdenken. Hans Wiedemann weiß das. Aber er sei mit der Maxime seines Vaters stets gut gefahren, sagt er. Sie lauter: Stecke die Ziele hoch. Kleiner werden sie von selbst. ◀



# ANGKOR SATT

Am liebsten würde sich Dominik Ambros einmal um die Welt kochen. Für die Besten seines Fachs hat er schon gearbeitet. Zur Zeit ist er in Siem Reap in Kambodscha.

*Von Peter-Philipp Schmitt*



Einer der kunstvollsten Tempel: Der Banteay Srei von Angkor ist mehr als 1000 Jahre alt.

Auf dem Feuer köchelt ein Topf mit Brühe. „Da fliegt alles rein, was hier so abfällt“, sagt Küchenchef Dominik Ambros. Je später der Tag, desto besser schmecke die Essenz. Sie erst gebe dem Fleisch und Gemüse im Wok die richtige Würze. Dem Rindfleisch zum Beispiel, das er gerade in Würfel geschnitten in den Wok geworfen hat. Das Fleisch stammt aus Australien, weil die Rinder hier in Kambodscha nur zum Reisfelderplügen taugen, wie Ambros sagt. Er bereitet gerade „Loc Lac“ zu, ein typisch kambodschanisches Gericht, das er verfeinert hat. Serviert wird es mit Spiegelei und einer Sauce aus schwarzem Pfeffer. Das scharfe Gewürz mit einer lieblichen, fast süßen Note stammt aus Kampot, einer Provinz im Süden des Landes, und gilt als das Gold Kambodschas.

Seit zweieinhalb Jahren ist Ambros schon der Herr über alle Woks im Sofitel Angkor Phokeethra Golf & Spa Resort. Das Luxushotel hat 238 Zimmer und 325 Angestellte. Für Ambros beginnt der Tag morgens am Frühstücksbuffet und endet nachts im eleganten französisch-kambodschanischen Restaurant „Mouhout's Dream“, das in einem See aus Lotusblumen zu schwimmen scheint. Benannt ist es nach Henri Mouhout. Der französische Naturforscher war als einer der ersten Europäer im Jahr 1860 nach Angkor gereist. Er kann als Entdecker der sagenhaften 1000 Jahre alten Khmer-Tempel gelten, die er zeichnete und über die er berichtete. So verhalf er den weithin unbekanntesten Ruinen zu Weltruhm.

Die Tempel spielen auch im Leben des deutschen Küchenchefs eine Rolle. Zu Füßen der Ruinen richtet Ambros exklusive Dinner aus – am Bayon zum Beispiel mit seinen Türmen aus meterhohen Stein-Gesichtern oder auch dem Thommanon. „Ich kann mich hier richtig austoben“, sagt Ambros und lacht. Das ist nicht jedem Koch vergönnt, schließlich stehen die gigantischen Überreste der Khmer-Könige auf der Welterbeliste der Unesco. Köche aus Deutschland aber werden geschätzt. „Wir gelten als ordentlich, sauber, pünktlich und autoritär.“

Den Klischees entspricht er. „Als ich hier ankam, habe ich erst einmal drei Tage lang die Küche geputzt.“ Danach ging er durch alle Schränke und sortierte aus, was er in seinen Speisen nicht haben wollte. So flog das in der asiatischen Küche vermeintlich unentbehrliche „chicken powder“ in den Müll, das vor allem als Geschmacksverstärker dient. Für seine Küchenhelfer war das ein Schock. Doch inzwischen haben sie sich auch ans Olivenöl gewöhnt, das Ambros einführt. Jedes einzelne Lebensmittel wählt er persönlich aus – bis hin zu den verschiedenen Müslis am Morgen. Auch wenn er sein Fleisch und seine Meeresfrüchte aus Qualitätsgründen von weither beziehen muss, ist ihm die Regionalität seiner Produkte wichtig. Zumindest einen Teil seines Gemüses kauft er von Bauern aus der Umgebung, die von Agrisud-International unterstützt werden. Die französische Hilfsorganisation fördert schon seit 20 Jahren kleine landwirtschaftliche Familienbetriebe in Entwicklungsländern.

In einem Land, in dem schon sauberes Trinkwasser selten ist, gibt es viele Herausforderungen für einen Sternekoch. „Unser Wasser bereiten wir natürlich selbst auf“, sagt Ambros. „Die Eiswürfel in Ihren Cocktails sind also völlig unbedenklich.“ Zudem hat er Hygienestandards eingeführt, die auch allen deutschen und europäischen Verordnungen standhalten. Das ließ er sogar vom Pariser Institut Pasteur prüfen und sich zertifizieren, als erster Küchenchef in ganz Kambodscha.

Dominik Ambros hat sich in der Welt, die für ihn neu ist, eingerichtet. Trotzdem sei Angkor nur eine weitere

Station für ihn. Den Mann aus Böblingen, Jahrgang 1975, hält es nirgendwo lange. „Ich gehe aber auch immer wieder mit einem weinenden Auge“, sagt Ambros. Sein Traum ist es, sich einmal um die Welt zu kochen. Zum Kochen kam er eher zufällig. Ambros entstammt einer musikalischen Familie, der Vater spielt Geige, die Mutter Piano. Sein zwei Jahre älterer Bruder Jo studierte Musik. Der Jazz-Gitarrist gibt viele Konzerte und ist schon mit Helen Schneider, Yusuf Islam (Cat Stevens) und Max Raabe und seinem Palast Orchester aufgetreten. „Ich bin da ein wenig aus der Art geschlagen“, sagt Dominik Ambros.

Aus dem Wok: Dominik Ambros bereitet eine kambodschanische Spezialität zu, die er verfeinert hat – Rindfleisch-Würfel „Loc Lac“.



PERFEKTION  
BRAUCHT PRÄZISION.  
IMMER.

Design Espresso Maschine Advanced Pro G

**GASTROBACK®**  
www.gastroback.de



Art.-Nr. 42612



In einem See aus Lotusblumen: das Restaurant „Mouhout's Dream“

# ANGKOR SATT

Seine Geschichte beginnt mit einem vierwöchigen Praktikum in einem Ramada-Hotel. „Der Küchenchef imponierte mir, und so verbrachte ich die meiste Zeit mit ihm.“ Wenig später ging er bei Claus-Peter Giffhorn im „Gasthaus zum Hirsch“ in Sindelfingen in die Lehre. Ein guter Anfang: Giffhorn ist nicht nur ein hervorragender Lehrmeister, von dem sich Gäste wie Wolfgang Schäuble, Harald Schmidt, Iris Berben und Reinhold Messner bekochen lassen. Er hat auch selbst bei einem deutschen Spitzenkoch gelernt: bei Lothar Eiermann im Wald- und Schlosshotel Friedrichsruhe. Giffhorn stellte 1996 für Ambros den Kontakt zu Eiermann her. „Der hatte einen knallharten Ruf“, sagt Ambros. Der Geselle musste tatsächlich die Zähne zusammenbeißen. „Nach sechs Monaten wollte ich hinschmeißen.“ 16-Stunden-Tage waren für ihn und junge Kollegen wie Michael Kempf (heute Küchenchef im „Facil“ in Berlin mit zwei Michelin-Sternen) üblich. Am Ende blieb er ein Jahr und wurde prompt von Johann Lafer für sein Restaurant „Stromburg“ in Stromberg bei Bad Kreuznach eingestellt. „Der Lafer war beeindruckt, weil ich es so lange beim Eiermann ausgehalten hatte.“

Doch auch bei Lafer hielt es ihn nicht lange. Er wollte weiter, und er wusste auch wohin: nach Amerika. Was willst Du denn da, habe Lafer ihn gefragt: „Die können doch nur Steaks.“ Das fand Ambros etwas hochsnäsig. Er packte seine zwei Koffer und zog 1999 los. „Ich bin einfach ins Napa Valley gefahren und habe bei Thomas Keller an die Scheibe geklopft.“ Er hatte Glück: Der beste Koch Amerikas übernahm ihn in seinem Restaurant „The French Laundry“ im kalifornischen Ort Yountville. „Für Amerikaner ist Keller ein Gott.“ Und nicht nur für Amerikaner: Zweimal schon wurde das mit drei Michelin-Sternen ausgezeichnete Lokal vom britischen Magazin „Restaurant“ zum besten Restaurant der Welt gekürt. „Es hat 70 Sitzplätze und 30 Köche“, erzählt Ambros. „Viele arbeiten dort umsonst, nur um von Keller zu lernen.“ Die Finesse des Chef de Cuisine ist legendär. „Allein wie exakt er schneidet, das ist schon ziemlich nah dran an der Perfektion.“

Zu seinen nächsten Küchen-Stationen zählt das Kreuzfahrtschiff „Seabourn Pride“, mit dem er von Estland bis nach Venezuela reiste, das „First Floor“ im Berliner Hotel Palace gleich neben der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, wo er mit Ende 20 schon stellvertretender Küchenchef war, und das Adlon. Dort hatte er sich 2003 das erste Mal beworben, es klappte im Herbst 2006. „Das Adlon kennt man auf der ganzen Welt“, sagt Ambros. Das sei entscheidend: Wer als Koch Karriere machen wolle, dürfe nicht aufs Geld schauen. Wichtiger sei der Name. Ambros war



Mit Spiegelei und schwarzer Pfeffersauce: „Loc Lac“ à la Ambros

Sous-Chef unter Sternekoch Thomas Neeser, arbeitete im „Lorenz Adlon“ und im „Quarré“. Für alle vier Restaurants im Adlon war Fabrice Lasnon zuständig, mit dem er 2009 weiterzog. Im marokkanischen Luxushotel La Mamounia war er dann als Lasnons Stellvertreter für vier Restaurants mitverantwortlich. „Als ich nach Marrakesch aufbrach, dachte ich an Sonnenschein und schönes Wetter.“ Er wurde nicht enttäuscht. In dem berühmten Hotel aus dem Jahr 1923 stiegen schon viele Persönlichkeiten ab, von Churchill bis zu den Rolling Stones. Auch Ambros durfte Stars bekochen, unter anderem Sarah Jessica Parker, die für „Sex and the City 2“ ins Mamounia kam.

In Marrakesch blieb er ausnahmsweise etwas länger. Das hatte einen besonderen Grund: Er lernte dort seine Frau kennen. Inzwischen sind sie sogar zu dritt: Vor drei Monaten kam Sohn Rayan zur Welt. Die beiden müssen nun mit ihm auf Reisen gehen. Ambros ist nämlich schon wieder auf dem Absprung. Sein Vertrag läuft aus, und er könnte weiterziehen. Wohin? Er weiß es noch nicht. Nur dass er irgendwann sein eigenes Restaurant haben will. „Dann spätestens muss ich ja wohl sesshaft werden.“

## Rinderfilet-Würfel „Loc Lac“ Für vier Personen

<b>Zutaten:</b>	
600 Gramm	Rinderfilet
150 Milliliter	Austernsauce
50 Milliliter	Chinesischer Kochwein
100 Milliliter	Ketchup
4	Knoblauchzehen
2 Esslöffel	Pflanzenöl
10 bis 15 Gramm	Schwarzer Kampot Pfeffer, zerstoßen
1	Zwiebel mittelgroß in Ringe geschnitten
2	Tomaten
1	Kopfsalat
120 Gramm	Reis
4	Eier
50 Milliliter	Fleischbrühe (optional)
	Saft von 3 Limetten
	Salz nach Geschmack
	Zucker nach Geschmack

**Zubereitung:**  
Rinderfilet in ein Zentimeter große Würfel schneiden. Mit etwas Austernsauce, Pfeffer, Salz, einer zerstoßenen Knoblauchzehe und der Hälfte des Weins 15 Minuten marinieren. Die Limetten auspressen, mit Zucker, Salz und Pfeffer zu einer Sauce verrühren und in vier Schälchen füllen.

Den restlichen Knoblauch fein hacken und in etwas Öl anschwitzen, mit dem Wein ablöschen, Austernsauce und Ketchup hinzufügen und fünf Minuten leicht köcheln lassen. Beiseite stellen.

Die Rinderfilet-Würfel kurz und scharf in einer Wokpfanne anbraten.

Separat vier Spiegeleier „over easy“ anbraten, von beiden Seiten also. Nun die vorgekochte Sauce zum Rinderfilet in die Pfanne geben und leicht miteinander verkochen lassen. Die Dauer richtet sich je nach Geschmack für „rare“, „medium“ oder „well done“.

In den kleinen Schalen Salatblätter anrichten, mit zwei Zwiebel- und Tomatenscheiben belegen. Die fertig gegarten Rinderwürfel in die vorbereiteten Schalen füllen und mit dem Spiegelei bedecken.

Mit der Pfeffersauce und dem Reis servieren.

Die Yacht glänzt nicht einfach so. Sein Eigentum poliert man am besten in stundenlanger Handarbeit, sorgfältig ringsherum, per Schlauchboot. Sollen die Strandgäste im Nammos Beachclub doch gucken – und sich noch eine Flasche Champagner bestellen. Die kann hier bis zu 120.000 Euro kosten. 120.000!



Kurzes Überlegen in der Patisserie Veneti, an welchem Ort auf der Welt man noch mal genau ist. Hier türmen sich prächtige Törtchen und Macarons wie sonst nur bei Ladurée oder Pierre Hermé in Paris. Wofür soll man sich entscheiden? Christiana Kaouki, die Bäckerin, empfiehlt etwas Landestypischeres: Halva. Und das griechische Brot.



Lange bevor es Frozen Yogurt gab, löffelte man hier schon zum Frühstück griechischen Joghurt. Das Beste aus beiden Welten gibt es nun auch zum Nachtisch: Greek Frozen Yogurt, zum Beispiel bei Happyo im Stadtzentrum. Mit viel Honig wird daraus eine richtige Mahlzeit.

# Grüße aus



Krise, welche Krise? Auf der Kykladen-Insel Mykonos ist Griechenland noch in Ordnung. Ob Männer deshalb hier so gerne Urlaub machen?

Von Jennifer Wiebking



An dieser Abzweigung geht es wirklich Richtung Super Paradise. Ja, auf Mykonos war man äußerst bescheiden, als man den eigenen Stränden Namen gab. Am Paradise Beach und Super Paradise Beach ist sommers der Bär los. Wer einfach nur eine Liege sucht, um zu lesen oder um kurz einzunicken, der kommt besser im Oktober.



In der Antike war Mykonos bettelarm. Um Ausgrabungen zu sehen, muss man mit dem Schiff auf die Nachbarinsel Delos fahren. Wie gelassen die Mykonos das Defizit nehmen, sieht man zum Beispiel im Flagship Store der Sonnenbrillenmarke Kobajos. Die antiken Fakes werden hier zu modernen Faces – als Halter für die tollen Gestelle.



Auf Mykonos braucht niemand einen Mietwagen. Man heizt einfach auf dem Quad über die Insel und wird immer langsamer, wenn es plötzlich steil den Berg hinauf gehen soll. Noch ein Nachteil: Man ist sofort als Tourist entlarvt, denn Einheimische fahren Roller. Aber dafür haben die Inselbewohner keine Zeit, spontan am wunderschönen Fokos Beach zu halten.





Eine Liebe, die nie rostet: Der Bauer startet, der Eicher qualmt.

## GOOD VIBRATIONS

Was bringt einen Mann dazu, auf einem stinkenden, rütelnden, lahmen Eisenhaufen zu sitzen und das auch noch gut zu finden? Das lässt sich nicht erklären. Aber fühlen. Neben dem Fahrer, über dem riesigen Hinterrad, gibt es einen spartanisch gestalteten Platz, ein Holzbrett nur, eingefasst von einem Eisendraht, der in den Rücken schneidet. Während die Füße zwischen allerlei Hebeln Raum suchen und die Rechte nach hinten greift, weil der Hut des Bauern als Griff nicht taugt, bricht das Inferno los. Mit einer armdicken Rußwolke setzt sich ein Kolben von der Größe eines Eimers in Bewegung, jeder Schlag, jedes Ventil direkt kontrolliert von der rechten Fußspitze. Mit einem Ruck ist der Gang drin. Und dann setzt sich das Gefährt in Bewegung. Jede Umdrehung der Schwungmasse reißt den Schlepper eine Elle voran. Wenn alle anderen Motoren längst abgewürgt wären, fühlt dieser sich gerade wohl. Das ist es. So was will man auch haben.

Kriegt man aber nicht. Oder kaum. Freunde historischer Traktoren sitzen auf ihren Geräten – was sie einmal haben, geben sie nicht wieder her. Der neumodische Kram mit elektronischem Firlefanz kann ihnen gestohlen bleiben. Mit einem Werkzeugkasten und etwas Zeit ist der Mann der Herr über die ganze Mechanik. Johannes Schmitt aus Schneidhain im Taunus ist so einer. Er hat die ganze Region leergekauft. Einen Eicher, der gegen gutes Geld zu bekommen wäre, wird man dort nicht mehr finden. Wie viele er jetzt besitzt? Kürzlich hat er sie gezählt: Es sind neunzehn, in kleinen Gruppen verstreut auf mehrere Unterstände. Ob er einen Liebling hat? Alle, sagt er. Schmitt bewirtschaftet mit seiner Traktorenschar im Nebenerwerb ein paar Hektar Ackerland und

Was an historischen Traktoren so faszinierend sein soll? Ganz einfach: ihre urtümliche Kraft.

Von Lukas Weber  
Fotos Max Kesberger

eine Menge Grünland. Er ist Baujahr 1968 und damit deutlich jünger als die meisten seiner Gefährte – deren Spanne reicht von 1953 bis 1976, zwei- und vierradgetrieben, von einem bis zu sechs Zylindern mit 135 Pferdestärken. Aber alle Direkteinspritzer, luftgekühlt und in zartem Blau, wie sich das für die alten Traktoren aus Forstern in Oberbayern gehört. Da kommt einiges zusammen: Seltene Exemplare und solche mit Allradantrieb sind fünfstelligen Beträge wert. Ein paar Tropfen Öl gegen den Flug-



Handarbeit: Johannes Schmitt bedient die Benzinpumpe an seinem Eicher Baujahr 1964.

rost und TÜV: Mehr Wartung kriegen und brauchen sie nicht.

Warum gerade Eicher? Einige alte Marken von Holder bis Porsche haben eine eingeschworene Schar von Anhängern, aber Eicher hat unter allen Freunden historischer Landmaschinen einen guten Ruf. Es gibt nicht wenige, die sagen, in Konkurs gegangen sei der deutsche Hersteller nur, weil seine Geräte nie kaputt gingen. Schmitt hatte schon als Kind seinen ersten Eicher – aus Plastik, lenkbar. Und den seines Vaters. Das Eicherrad habe er als Bub gesehen, es habe ihn fasziniert, erzählt er. Das Rad wird heute noch zu besonderen Anlässen aufgebaut: ein Looping aus Schienen, in dem ein kleiner blauer Traktor unermüdet hinauf und wieder hinuntertuckert, bis der Treibstoff ausgeht.

Als junger Landwirt ist er auch schon mal fremdgegangen. Der Eicher aber liege irgendwie stabiler, warum, das kann er selbst nicht sagen. Während der Bauer auf der Nachbarwiese mit dem modernen Allradschlepper feststeckte, hat er mit seinem leichten Oldtimer fröhlich weitergemäht. Das prägt.

Jedes Exemplar hat seine Geschichte. Auf einem Typ Mammut, sechs Zylinder von je einem Maßkrug Inhalt mit zusammen 95 PS, hat er geheiratet. Sie im Brautkleid mit Schleier auf dem Kotflügelsitz. Ihre Begeisterung für alte Traktoren ist mit zunehmender Zahl etwas abgeklungen. Und als es in der Gegend keine mehr gab, ist der Bauer Johannes nach Österreich gefahren und hat einen von dort geholt: 700 Kilometer auf der Landstraße, im November, ohne Heizung. Mit Schnellgang läuft er glatt 31 Kilometer in der Stunde, aber Reisegeschwindigkeit war 28, wer wird denn rasen wollen? Ob er keine Sorge hatte, dass unterwegs etwas kaputt geht? Kaputt? Ist doch ein Eicher. ◀

### SIEH MAL AN



#### STOPPT SCHWARZARBEIT

Ob Schrauben unterm Auto oder Heringe am Zelt: Gutes Licht schafft gute Ergebnisse und senkt des Bastlers Blutdruck. Philips macht jetzt seine handliche Luxeon-LED-Arbeitsleuchte per USB aufladbar. Auf Knopfdruck wechselt die spritzwassergeschützte Penlight Premium Gen2 zwischen Spotlicht und Flutlicht, ein Magnet am Rücken des robusten Alu-Gehäuses hält die Lampe, wenn beide Hände gebraucht werden. Cool, praktisch und wirksam gegen dunkle Gestalten. 80 Euro. (hap.)



#### RUHE HIER

Er ist oft gefesener Begleiter im Flugzeug, in der Bahn, im Großraumbüro: Der Bose-Kopfhörer mit Nebengeräuschunterdrückung erfasst mit seinen eingebauten Mikrofonen den Umgebungslärm und löscht den störenden Schall mit Anti-Schall aus. Dann herrscht Ruhe. Bose ist beim „Noise Cancelling“ einer der führenden Experten und hat nun den Quietcomfort-25-Kopfhörer als Nachfolger des Quietcomfort 15 auf den Markt gebracht. Mit einem Gewicht von 220 Gramm gehört er zu den leichteren Noise-Cancelling-Modellen. Rund 300 Euro. (misp.)

#### DER RECHTE WINKEL

Auf den Winkelgrad genau lässt sich die Neigung eines Fahrradsattels mit der Stütze Meisterstück von NC-17 einstellen. In deren Kopf befindet sich ein Schneckengetriebe, das mittels Inbusschlüssels ganz exakt eingestellt werden kann – und dies dank deutlicher Markierungen auch immer wieder reproduzierbar. Der Mechanismus bedingt kein zusätzliches Gewicht des aus 2014 T6 Aluminium gefertigten Meisterstücks (ab 265 Gramm). Die Stütze wird in üppiger Länge von 40 Zentimetern geliefert und kostet rund 85 Euro. (py.)

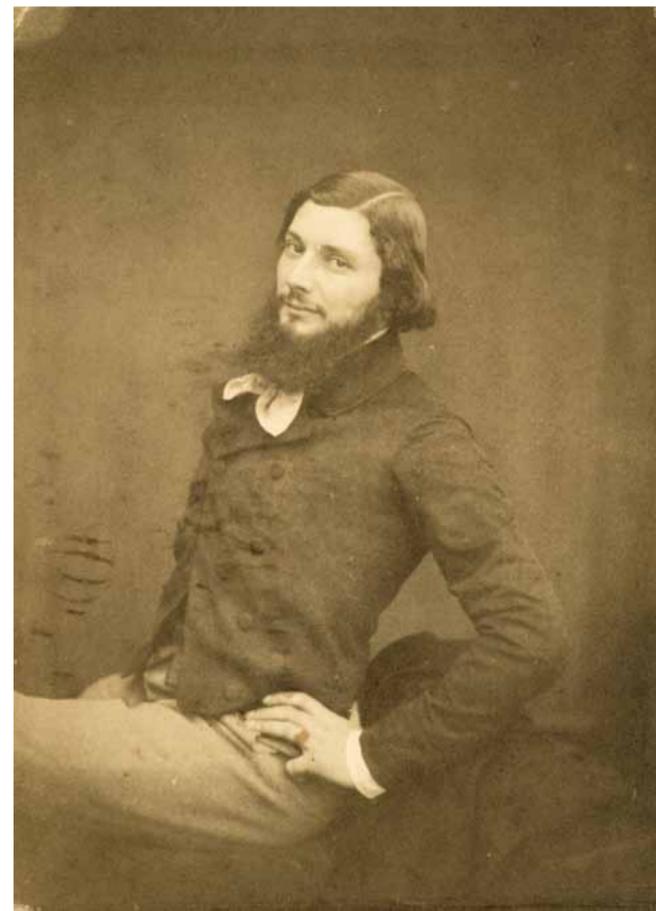


FOTOS HERSTELLER

Ausgesprochen lässig gibt sich der junge Mann auf dem Foto. Vielleicht war der Fotograf sein Komplize. Heute wäre er ein Hipster, selbstbewusst, provokant unterscheidungsbegeistert und sich seiner gesellschaftlichen Stellung sicher. Der bärtige Jungmann kam aus gutbürgerlichen Verhältnissen im französischen Jura. Er hatte sein Studium der Rechte bereits drangegeben, um sich der Kunst zu widmen. Als die Aufnahme 1853 entstand, war Gustave Courbet 34 Jahre alt und bereit, weiterhin Furore zu machen mit seiner Form des Realismus, der schockieren wollte. Er hatte im nachrevolutionären Pariser Salon 1848 schon zehn Gemälde mit großem Erfolg ausgestellt, und er hatte auch schon Skandal gemacht mit seinem 1850/51 entstandenen Monumentalbild „Ein Begräbnis in Ornans“, das heute im Musée d'Orsay hängt. Victor Laince lichtete ihn also mit der Attitüde dieses Selbstbewusstseins ab. Aus der Ferne von mehr als 150 Jahren rückt er uns heute so nah: in einem bräunlichen Abzug auf Salzpapier, 23,2 mal 16,5 Zentimeter groß, auf dem mit Rotstift „Courbet (Jean Désiré Gustave)“ notiert ist und mit Bleistift „Ornans Doubs“, sein Geburtsort. Von dem Foto ist nur ein seitenverkehrt kleinerer Druck in einem Buch bekannt. Mit 10.000 bis 15.000 Euro ist das Bildnis des aufässigen Maler-Dandys beziffert.

„Une histoire particulière de la photographie“: So ist der prächtige Katalog für die Versteigerung am 19. März im Pariser Auktionshaus Pierre Bergé & Associés überschrieben. Die 341 Lose schreiben tatsächlich eine besondere Geschichte der Fotografie, die sich von 1837 bis in unsere Gegenwart erstreckt. Eine konventionelle Historie ist es bestimmt nicht. Geheimnisvoll wird das Konvolut zudem, weil seine Einlieferer anonymisiert sind. Hinter der „Collection de Monsieur et Madame X“, so der Untertitel, verbergen sich nach Informationen dieser Zeitung Marc Pagneux, früher Experte für Fotografie im Auktionshaus Drouot, und seine Frau. Die Passion für Unikate und singuläre Abzüge ist unverkennbar, die Wahl der Sujets eigenwillig, mit einer Vorliebe für Künstlerporträts. Da sitzt Jean-Francois Millet um 1850, als wär's gestern, in der Sonne vor seinem Haus in Barbizon; der einzige bekannte Abzug aus dem Umkreis des berühmten Fotografen Gustave Le Gray ist auf 40.000 bis 50.000 Euro taxiert.

Neben vielen Originalabzügen Le Grays gibt es ein Selbstbildnis von 1851, sitzend im Kreuzgang der Klosterkirche Sainte-Marie d'Arles-sur-Tech; für dieses einzig bekannte Exemplar liegt die Erwartung bei 450.000 bis



## HEUTE WÄRE ER EIN HIPSTER

Diese Aufnahme von Gustave Courbet stammt aus einer sensationellen Sammlung früher Fotografie. Am nächsten Donnerstag wird sie in Paris versteigert.

Von Rose-Maria Gropp

Nicht billig zu haben: Die frühen Porträts Gustave Courbets (links) und eines „Monsieur Huet“ zeigen Männer, die hohe Preise fordern.



600.000 Euro. Exzeptionell klingen auch manch weitere Schätzungen. Da sind zwei von Pierre-Louis Pierson fotografierte und von Aquilin Schad mit Malerei überarbeitete Bilder, auf denen sich die italienische Gräfin di Castiglione, Mätresse Napoleons III. und skandalumwitterte Beauté, in Pose wirft als personifiziertes Erschrecken und als Beatrice; jedes dieser Unikate steht für 300.000 bis 400.000 Euro.

Die absolute Spitze aber markiert das gerade mal 5,8 mal 4,5 Zentimeter große Porträt eines „M. Huet“. Es ist eine Daguerreotypie (nach dem Erfinder dieser frühen Technik, dem Maler Louis Jacques Mandé Daguerre), also eine Ablichtung auf polierter Oberfläche, meist einer versilberten Kupferplatte; die frühen Daguerreotypen sind deshalb sämtlich Unikate. Spektakulär an Monsieur Huet: Das Bildchen entstand 1837, zwei Jahre, bevor das Verfahren in Frankreich offiziell vorgestellt wurde. Es handelt sich deshalb um die allererste Porträtaufnahme in der Historie des Lichtbilds überhaupt. Passend charmant ist die Angabe zu seiner Herkunft im Katalog: „Paris, marché aux puces“; vom Flohmarkt also kommt das Rarissimum. Der Fund muss einige Zeit zurückliegen, denn längst durchkämmen Fotografie-Kenner solche Märkte systematisch nach Trouvaillen. Die Schätzung für den leicht zerzausten Herrn im Vatermörder mit modischem Halsbinder, der in blauem Grund wie eine Erscheinung zu schwimmen scheint, beträgt 600.000 bis 800.000 Euro – wohl kaum übertrieben, eher ein Anreiz für finanzstarke Aficionados im aktuellen Fotografiemarkt.

Es macht den Reiz der Kollektion aus, dass sie nicht auf konsequente Motivwahl oder kanonisierte Bilder gesetzt hat. Geld muss beim Sammeln gar nicht die entscheidende Rolle gespielt haben, eher die Liebe zu den Spielarten des Mediums. Das beweist auch eine wunderbare Daguerreotypie von unbekannter Hand, entstanden um 1848, die einen stolzen Bauern mit seiner Kuh zeigt. 20.000 bis 30.000 Euro soll das schöne Tier mit seinem Hüter heute schon wert sein. ◀

FOTOS PIERRE BERGÉ &amp; ASSOCIÉS

### BUNDESKUNSTHALLE



## KARL LAGERFELD MODEMETHODE

28. März – 13. September 2015 in Bonn

Kunst- und Ausstellungshalle  
der Bundesrepublik Deutschland  
www.bundeskunsthalle.de



Barbers Basiswerkzeug: Messer und Pinsel

# Bart ab

Lange hatte er sich gesträubt. Jetzt aber muss der Bart dran glauben. Auf geht's in einen dieser super-trendigen Barbershops.

Von Julian Trauthig,  
Fotos Norbert Müller

Mit dem römischen Kaiser Julian scheint mich viel zu verbinden, nicht nur wegen des Vornamens. Mein Vater, ein evangelischer Pfarrer, musste sich von seinen Kollegen anhören, wie er denn seinem Sohn den Namen des größten Feindes des Christentums geben konnte. Julian versuchte als letzter römischer Kaiser, die Ausbreitung der christlichen Religion aufzuhalten. Im Jahr 363 schrieb er auch eine Satire auf Griechisch mit dem Titel „Misopogon“, „Barthasser“.

Kaiser Julian hatte selbst einen Bart, daher Satire, womit wir aber zunächst einmal bei der nächsten Gemeinsamkeit wären – beziehungsweise waren. Denn mein ganzer Stolz ist nun ab. Mir bleibt für ein paar Tage nichts anderes übrig, als voller Verachtung auf all die Mochteger-Hipster mit ihren Bärten zu schauen, möchte ich mich nicht ganz in Frage stellen. Ich bin nun offiziell ein Barthasser.

Das Thema Bart hat also schon jetzt eine Dimension erreicht, die gar nicht beabsichtigt war. Aber was aus der fixen Idee entstand, einmal einem Trend voraus zu sein, entwickelte sich im Laufe der Prozedur zu einer Prüfung des Mannseins in Zeiten softer Kerle und weicher Bärte.

Mein Prüfer in dieser Sache heißt Alex und ist Grieche, was die nächste Verbindung zu Kaiser Julian ist, der seinen Hass auf Griechisch entlud. Das erste Mal hören Alex, der Inhaber des Barbershops „Torretto“, und ich am Telefon voneinander. „Der

Bart kommt nie aus der Mode“, sagt er am anderen Ende der Leitung, als ich selbstbewusst ankündige, mir von ihm den Bart abrasieren zu lassen. Kurz denke ich nach diesem ersten Satz darüber nach, die Idee wieder zu verwerfen und die Haare sprießen zu lassen. Andererseits kann so ein Barber natürlich nichts anderes sagen, das wird sich auch in fünf Jahren nicht ändern. Ich bleibe fest entschlossen: Der Bart muss ab.

Der nächste Schock lässt nicht lange auf sich warten. Den nächsten Termin, sagt Alex am Telefon, gibt es in einem Monat. Vielleicht ist der Bart ja doch noch nicht aus der Mode, kommt es mir in den

Sinn, der Laden scheint vollkommen überlaufen zu sein. Egal, ich ziehe das jetzt durch.

So bleibt mir zumindest noch genug Zeit, den Bart weiter wachsen zu lassen und mich mit der Satire von Kaiser Julian zu beschäftigen. Julian galt als Asket und hatte einen Philosophenbart. Er war also ziemlich genau so, wie auch ich mich sehe, das passt schon mal. Die Einwohner von Antiochia hingegen, die er mit seiner Schrift angriff, waren schon größtenteils christianisiert und lebten ziemlich ausschweifend. Trifft vielleicht das nicht eher auf mich zu? Na ja, egal. Der Text soll jedenfalls selbstironisch distanziert sein und

zugleich aus gehässigen Ausfällen gegenüber den moralisch verderbten Bürgern von Antiochia bestehen. Kaiser Julian und ich, so bilde ich mir ein, wir sind uns wirklich ähnlich.

Der Tag der Prüfung ist ein Dienstag. Um zwölf Uhr soll ich bei Alex sein, er werde sich genug Zeit nehmen. Als ich ankomme, ist der Laden voll. Vier Bartträger sind noch vor mir dran, einer geht schon genervt. Soll ich mich beschweren? Gerade noch rechtzeitig sehe ich die vier goldenen Regeln eines Barbershops an der Wand hängen. „No Girls“ – „You call me ‚Friseur‘ you pay“ – „Barber always right“ – „Respect the Barber & his Rules“. Ich bin lieber still und warte. Ist ja auch ein interessantes Publikum hier. Und Alex kann schon mal etwas über sich, seinen Laden und den eigenen langen Bart erzählen.

Die vergangenen Jahre hat er in Griechenland im Barbershop seiner Familie in einem Dorf verbracht und dort sein Handwerk erlernt. Seinen Laden in Frankfurt gibt es seit neun Monaten. Die Friseurlehre in Deutschland hat er vor Jahren abgebrochen, weil er keine „Schwuchtel“ sein wollte, wie er sagt. Er habe nicht eingesehen, Dauerwellen machen zu müssen.

Ein Bart hingegen, erklärt Alex weiter, sei ein Zeichen wahrer Männlichkeit. Deshalb haben wohl fast alle seiner Freunde an diesem Tag einen Bart. Nur einer der Kerle ist glattrasiert. Er sieht noch sehr jung aus. Kann also sein, dass ihm einfach der nötige Bartwuchs fehlt. Der Arme wird bestimmt gemobbt.



Keine Bewegung: Immer die Ruhe zu bewahren ist das oberste Gebot beim Rasieren.



„No Girls“: In Alex' Barbershop in Frankfurt wird das Mannsein zelebriert. Vielleicht ist der Laden auch deshalb so überlaufen.

Im Barbershop also soll das Mannsein zelebriert werden, erklärt Alex. Deshalb seien hier auch keine Frauen erlaubt. Ich bleibe dieser Zurschaustellung der Männlichkeit gegenüber skeptisch. Vielleicht sollte ich alleine schon deshalb meinen Bart abrasieren. Das spreche ich natürlich nicht aus, schließlich wird Alex gleich mit einem Rasiermesser in meinem Gesicht und an meinem Hals herumwerkeln. Und er würde wahrscheinlich auch nur sagen, ich sei einer dieser weichen Deutschen, die sich alles gefallen lassen.

Zur Besänftigung der Wartenden gibt es Kaffee. Nun ja, es ist griechischer Café frappé, also Eiskaffee. Alex nimmt ihn gerne mit mehreren Stücken Zucker und viel Schaum. Getrunken wird er mit Strohhalm. Und das ist jetzt männlich?

Mir wird klar: Der Bart und die Männlichkeit und all das hängen viel stärker von der Gesellschaft und der eigenen Herkunft ab als von irgendeiner Mode. Der Backenbart von Kaiser Wilhelm, die glatten Wangen in den fünfziger Jahren. Wer könnte sich Don Draper in der Serie „Mad Men“ zu Beginn mit einem Bart vorstellen? Der Bart oder der Nicht-Bart sind immer auch ein Zeichen der Abgrenzung oder Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Er drückt eine innere Haltung oder einen äußeren Druck aus, bewusst oder unbewusst.

Nach zwei Stunden Warrerei und Stammtischphilosophie werde ich endlich auf den Stuhl des Barbers gebeten. Ob ich nun wirklich den großen Fehler begehen und den Bart abrasieren lassen wolle, fragt

mich Alex. Die Antwort bleibt ja. Jetzt einen Rückzieher zu machen wäre nun wirklich nicht männlich.

Alex legt mir einen Umhang um, wickelt mir ein Stück Barberpapier als Schutz vor den Barthaaren um den Hals und greift zum elektrischen Rasierer. Es dauert nur Sekunden, dann ist der Bartwuchs mehrerer Wochen dahin, mein Gesicht nach drei Jahren fast wieder glattrasiert. Kurz lässt Alex noch eine Art Schnurrbart stehen, ich lerne später, dass er Mongolenbart heißt, auch Zuhälterbart oder Hufeisen genannt. Zumindest eines kann ich schon sicher sagen, Vollbart hin oder her: Die Zeit für ein Hufeisen ist definitiv noch nicht gekommen.

Alex trägt ein Pre-Shave auf, um die Haut auf die Rasur vorzubereiten, und legt danach ein feuchtwarmes Handtuch auf mein Gesicht, nur die Nasenlöcher lässt er dankenswerterweise frei. Während ich nun vor mich hin grübele, was ich von dem Laden und den Leuten halten soll, werden Alex und seine Freunde auf einmal sehr ernst. Am Vormittag waren sie auf der Beerdigung eines Freundes, der in jungen Jahren nach einem langen Krebsleiden gestorben ist. Während der Krankheit ist er in Griechenland zum Mönch geworden. „Mann ey, das muss auch eine Erlösung für ihn jetzt gewesen sein“, sagt einer der wartenden Bartträger. Seine Mutter sei vor ein paar Jahren beim Blumengießen vom Balkon gefallen und an den Folgen des Sturzes gestorben. Das sei ein Schock für alle gewesen. Ich schäme mich ein bisschen, dass

ich die Geschichte mit der Mutter auch ein bisschen lustig finde, vor allem aber, dass ich mir über Banalitäten wie das Tragen eines Bartes so viele Gedanken mache.

Alex holt mich jäh zurück in die Realität, als er das Tuch von meinem Gesicht nimmt, den Rasierschaum in einer Schüssel anrührt und auf mein Gesicht aufträgt. Langsam setzt er das Rasiermesser an und rasiert die Bartstoppeln ab. Ich solle doch bitte meine Augen zu lassen, dann müssten wir uns nicht die ganze Zeit angucken. Reden kann ich schon lange nicht mehr, und auch sonst versuche ich, jede Bewegung zu vermeiden, das Messer sieht doch sehr scharf aus. Wegrennen könnte ich

sowieso nicht mehr, meine Beine sind auf dem alten Barberstuhl eingeschlafen.

Nach der Hälfte der Rasur wiederholt sich die Prozedur mit dem feuchten Handtuch, der Rasierschaum ist mittlerweile angetrocknet. Die Luft ist langsam raus. Zu lange zieht sich das Ganze jetzt schon hin. Ich sehne mich danach, endlich aus dem Laden zu kommen. Geraucht wird beim Barber natürlich auch.

Wenige Minuten später setzt Alex mich wieder aufrecht in den Stuhl. Ich sehe mein nacktes Gesicht. Ich bin nicht begeistert. Ganz und gar nicht. Ich sehe aus wie ein Abiturient. All mein Geschwafel über Männlichkeit in der Gesellschaft und die Abgrenzung vom Unisex-Trend: vergessen. Mit fast 30 Jahren kann ich einfach nicht wie ein Spätpubertierender aussehen. Auch wenn ich es nicht ausspreche, schließlich steht ein Mann zu seinen Entscheidungen, entschlief ich mich, den Bart wieder wachsen zu lassen.

Ohne Bart nähme ich Kaiser Julian und mir auf Dauer eine unserer Gemeinsamkeiten. Das würde mich womöglich in eine Identitätskrise stürzen wie einen Barber, der Dauerwellen machen muss. Kaiser Julian schrieb weitsichtig, dass sich im Bart Ungezieferei sammelt und er beim Essen aufpassen müsse, nicht sein Haar mit abzubeißen. Uns beiden ist klar, dass das selbstironisch war. Leider schreiben sich auch die Hipster mit Bärten und Hornbrillen die Selbstironie auf ihre Fahnen. Aber mit denen habe ich ja Gott sei Dank nichts zu tun.



Reine Angesichtsache: Unser Autor kam unters Messer und überlebte es.

# „DER WICHTIGSTE SCHMUCK IST MEIN EHERING“



Der Mann hat Benzin im Blut. Schon **Nico Rosbergs** Vater Keke drehte sich erfolgreich im Kreis, 1982 wurde er in der Königsklasse des Motorsports, der Formel 1, Weltmeister. Im vergangenen Jahr stand auch der Sohn kurz vor dem Titelgewinn, erst im letzten Rennen musste sich der Mercedes-Pilot geschlagen geben. Rosberg, vor gut 29 Jahren in Wiesbaden geboren, wuchs in Monaco und auf Ibiza auf. Und spricht deshalb fließend Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch.

*Was essen Sie zum Frühstück?*

Ich achte sehr auf die Ernährung und versuche gesund zu leben, weil ich mein Gewicht halten muss. Daher frühstücke ich gern Porridge, mal ein gekochtes Ei, Putenbrust oder eine Banane.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*

Ich gehe nur selten einkaufen. Wenn, dann im Einkaufszentrum, aber nie ohne meine Frau Vivian. Ohne sie geht es nicht. Wenn sie dabei ist, zieht sie immer die Sachen raus, die passen.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*

Nein, ich mag das überhaupt nicht. Wenn ich eingekauft habe, ist das ein schönes Gefühl, ja.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*

Da ist nicht viel Altes. Ich habe erst vor kurzem meinen Schrank aussortiert und alles für einen guten Zweck gespendet. Da hängen jetzt nur noch vier Hosen. Langsam wird's eng.

*Was war Ihre größte Modesünde?*

Die Baggy-Jeans damals, die waren ja doppelt so breit wie heute. Oder auch die Baggy-Shorts, die gingen runter bis zum Knöchel.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*

Ja. Ich gehe auch mal gerne so auf die Straße, wenn ich mit unserem Labrador-Welpen rausgehe zum Beispiel.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*

Nein, überhaupt nicht. Nur wenn ich Zeitschriften lese, denke ich manchmal: Wow, das sieht cool aus.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?*

Ja, ich habe einen Anzug entworfen, custom-made, beim Schneider in Italien, Material, Design, alles. Das hat Spaß gemacht. Aber auch da hat Vivian geholfen.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*

Nein.

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?*

Spiegeleier auf Toast.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*

Momentan alles über klassische Autos, Oldtimer.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*

Alles über Oldtimer.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*

Ich habe alle meine Weihnachtskarten selbst geschrieben. Und das waren viele.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*

„72 Tage in der Hölle. Wie ich den Absturz in den Anden überlebte“ von Nando Parrado. Es geht um eine Rugby-Mannschaft aus Uruguay, die in den Anden mit dem Flugzeug abgestürzt ist. Parrado hat sie gerettet, indem er

über die Berge gekraxelt ist, um Hilfe zu holen. Ich habe ihn mal kennengelernt, er ist auch Formel-1-Fan.

*Ihre Lieblingsvornamen?*

Mercedes.

*Ihr Lieblingsfilm?*

Der erste, der mir jetzt in den Sinn kommt, ist „Inside Man“ mit Clive Owen.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*

Kommt drauf an. Vor kurzem bin ich mit einem Mercedes-Oldtimer durch die Berge gefahren, da habe ich mich frei gefühlt. Aber das geht auch ohne Auto.

*Tragen Sie eine Uhr?*

Ja, eine IWC. Eine Uhr zu tragen ist für uns Männer ja eine Art und Weise, ein Fashion-Statement zu machen, Individualität zu zeigen.

*Tragen Sie Schmuck?*

Ja, der allerwichtigste ist der Ehering. Und ich trage ein Band, das ich mit Thomas Sabo entworfen habe, für die Trauzeugen bei meiner Hochzeit.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*

Tom Ford.

*Was ist Ihr größtes Talent?*

Schnell im Kreis Auto zu fahren.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*

Süßes. Ich darf das ja nicht essen, was ein bisschen schade ist. Meine Frau hat einen Eisladen auf Ibiza, „Vivi's Creamery“, in der Altstadt. Das macht es schwieriger.

*Womit kann man Ihnen eine Freude machen?*

Mit Eis. Und mit der Möglichkeit, Zeit zu Hause zu verbringen, wenig Termine zu haben.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*

Mein Labrador-Welpe. Es macht viel Spaß mit ihm, aber es ist auch eine Mission.

*Sind Sie abergläubisch?*

Ein bisschen schon. Wenn ich mit einem Overall ein Rennen gewonnen habe, will ich den beim nächsten Rennen wieder anhaben. Oder wenn ich in einer Unterhose in der Qualifikation auf die Pole Position fahre, muss ich die am nächsten Tag im Rennen nochmal tragen. Und ich steige immer von rechts ins Auto.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*

Zu Hause. Ibiza ist toll. Wir waren auch über Weihnachten und Silvester wieder dort.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*

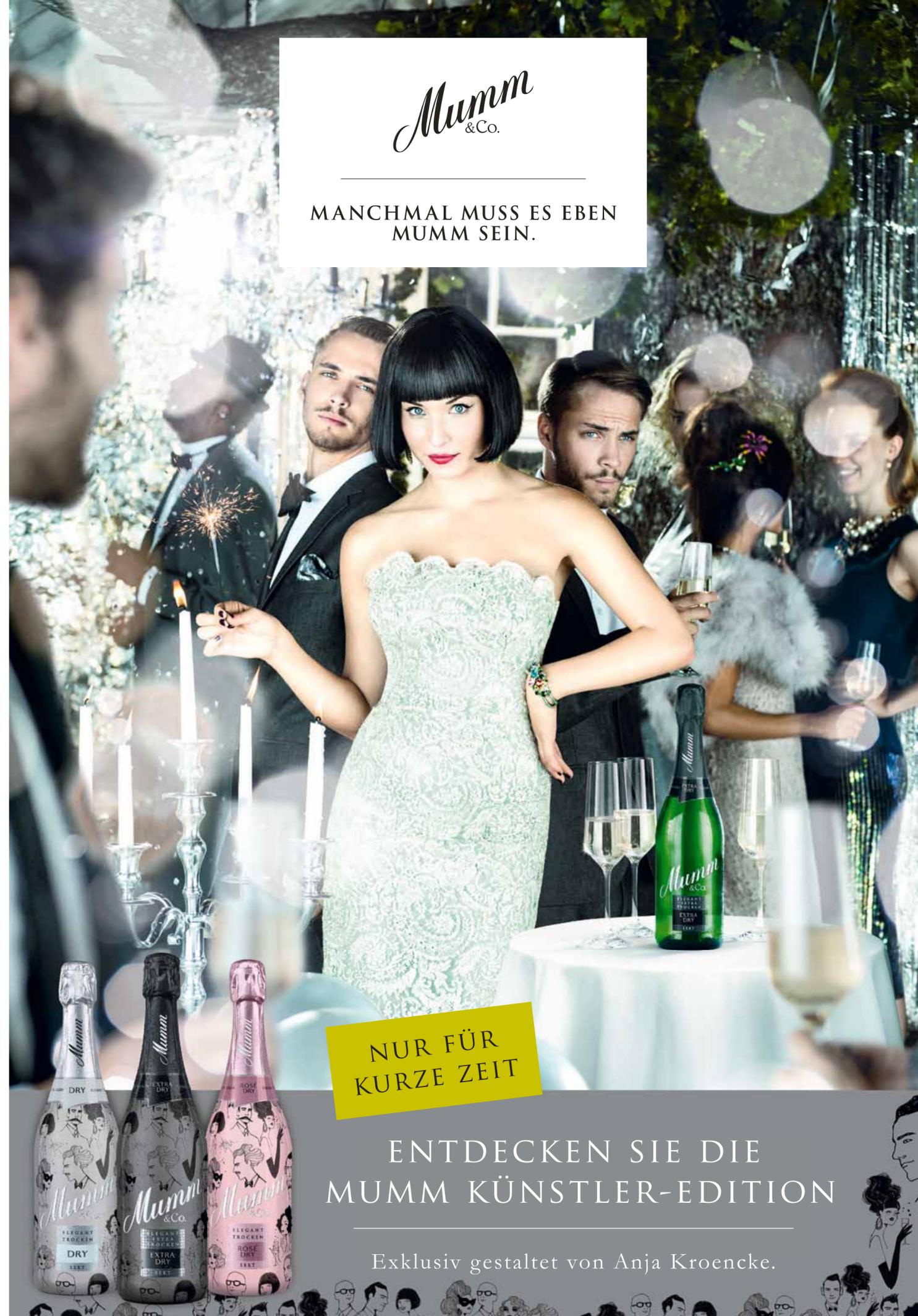
Ibiza.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*

Wasser mit Kohlensäure. So langweilig das sein mag.

*Aufgezeichnet von Bernd Steinle.*

Mumm & Co.  
MANCHMAL MUSS ES EBEN MUMM SEIN.



NUR FÜR KURZE ZEIT

ENTDECKEN SIE DIE MUMM KÜNSTLER-EDITION

Exklusiv gestaltet von Anja Kroencke.

FOTO: PRAKTIKON

OYSTER PERPETUAL MILGAUSS



**ROLEX**



**WEMPE**

FEINE UHREN & JUWELEN

[WWW.WEMPE.DE](http://WWW.WEMPE.DE)